

## 2 Historische Vorüberlegungen II: Der Kontext von Logik, Wissen und Wissenschaftstheorie im 18. Jahrhundert

---

### 2.1 Das logische ›Problem‹ mit Paradoxon, Widerspruch, Wechselwirkung und Zirkel in Wissenschaft und Philosophie im 18. Jahrhundert

Um der ursprünglichen Frage nachzugehen, warum der Schlüssel zu Schillers Ästhetischem in dem Nachvollzug seiner selbstbezüglichen Paradoxien und im Sinnprozessieren liegt, ist es wichtig, dazu die Situation der Logik, die auftretenden Kulturen des Wissens<sup>1</sup>, die Wissenschaft sowie die Wissenschaftstheorie im 18. Jahrhundert ins Verhältnis zu setzen. Insbesondere der wissenschaftssprachliche und wissenschaftstheoretische Umgang mit den logisch ›problematischen‹ Denkfiguren des *Paradoxons*, des *Widerspruchs*, der *Wechselwirkung* und des *Zirkels* in Wissenschaft und Philosophie im Entstehungskontext der *Ästhetischen Briefe* soll in diesem Kapitel untersucht und geklärt werden.

Paradoxien entstehen grundsätzlich in einem Milieu, wo mindestens zwei dualistische, differente oder antagonistische Ideen nicht bloß in Konkurrenz zueinander auftreten,<sup>2</sup> also auch gleich ›gültig‹ und unentscheidbar ist, wel-

---

1 Vgl. den gleichnamigen Band von Ulrich Johannes Schneider: *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*. Berlin/New York 2008.

2 Vgl. Niederhoff: *Rule of Contrary*, S. 22. Für diese Arbeit ist diese Begründung zwar auch als notwendiges Kriterium für das Vorkommen paradoxer Wissenskulturen relevant, bezeichnet aber bloß eine Differenz, einen Gegensatz oder einen Widerspruch. Der in der vorliegenden Arbeit vertretenen Meinung nach erklärt das aber nicht hin- und ausreichend die Form und Wirkweise eines Paradoxons und die Tatsache, dass Paradoxien im 18. Jahrhundert Denken, Logik, Philosophie und Kunst regelrecht durchziehen. Denn hierbei spielt, was Luhmann die Selbstreferenz nennt, eine zentrale Rolle.

che davon ›wahr‹ ist, sondern auch der Versuch unternommen wird, beide Seiten dieser Differenz zugleich in den Blick zu nehmen und die gesamte Differenz von einer dieser konkurrierenden Warten aus beobachten bzw. unter die thematische Einheit einer dieser beiden Seiten subsumieren zu wollen.<sup>3</sup>

Es gibt eine drängende Differenzproblematik im 18. Jahrhundert<sup>4</sup>, welches darum als ein Zeitalter bezeichnet werden kann, in dem der traditionelle Umgang mit der Differenz an sein erschöpfendes Ende gekommen ist, da die Differenzen von Sein und Denken, (Selbst-)Bewusstsein und Welt, Subjekt und Objekt, Natur und Vernunft, Wahrheit und Schein, Identität und Differenz, Endlichkeit und Unendlichkeit, das Einzelne und das Absolute etc. sich in ihrer zweiwertigen Konstruktion immer weiter aporetisch zuspitzen und nicht mehr zusammengedacht oder vermittelt werden können, ohne sich dabei in Widersprüche, Selbstwidersprüche und Paradoxien zu verwickeln.<sup>5</sup>

Prozessuale Sinn- und Wissensformen wie Paradoxon, Wechselwirkung und Zirkel, könnte man behaupten, erlangen geradezu ein Hoch in der Wissenschaftssprache des 18. Jahrhunderts.

---

Weitere historische Umstände und logische Kriterien für das Auftreten von Paradoxien werden im Folgenden dargestellt. Ein anderer Begründungszusammenhang für das Entstehen von Paradoxien in der Renaissance-Literatur wird in der anglistischen Forschung folgendermaßen formuliert: »Das Paradox resultiere aus einem epistemologischen Konflikt zwischen einem traditionellen, sakramentalen und analogischen Denken und einem neuen, empirischen und skeptischen Denken« (ebd., S. 23).

- 3 Vgl. das Kapitel *Sinnprozessieren II* in der vorliegenden Arbeit.
- 4 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*. Die erste Auflage dieses Buches erschien 1959 mit dem Zusatz »Erster Band«, über die Gründe des Weglassens dieses Zusatzes in der zweiten Auflage und das Fehlen eines zweiten Bandes vgl. das von ihm selbst geschriebene Vorwort in der zweiten Auflage von 1978.
- 5 Vgl. beispielsweise Schellings *Briefe im Philosophischen Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrter* im November 1795-1796, die bemerkenswerterweise im demselben Jahr wie die *Ästhetischen Briefe* erscheinen, und in dem er das »Problem aller Philosophie« darin begründet sieht, dass alles Wissen an die Unterscheidung von Subjekt und Objekt gebunden ist und man daher nicht ein Absolutes fassen kann, das immer schon eine »unvordenkliche Einheit« ist (SW I 310f.).

## 2.2 Von der Dualität zur Triplizität der Logik nach Gotthard Günther

In dem Maße, in dem der erkenntnistheoretische Wert von ›Differenz‹ und ›Dualität‹ Risse bekommt und zu bröckeln beginnt, bricht nach Gotthard Günther eine zweiwertige, *klassische* und *Aristotelische* Logik auf und beginnt sich hin zu einer zunächst rein »deskriptiven«, noch nicht formalisierten, dreiwertigen, *transklassischen* bzw. *nicht-Aristotelischen* Logik zu entwickeln,<sup>6</sup> die zum Beispiel in der ›Logik‹ Hegels noch als diffuses Vorstadium sichtbar wird.<sup>7</sup>

Hegel »spürte« die aufkeimenden Logik-Probleme und sah die seinerzeit noch vorherrschende platonisch-aristotelische Logik – zu Recht – als unzulänglich an, hatte aber noch keine adäquaten Möglichkeiten der Formalisierung für das, was er in Ansätzen nur erahnen konnte.<sup>8</sup> Einen Vorwurf konnte man ihm also angesichts der unzureichend formalisierten Logik des 18. Jahrhunderts nicht machen.<sup>9</sup> Denn eine Formalisierung der Logik, die die erkenntnistheoretischen Probleme des 18. Jahrhunderts mathematisch formal aufschreiben könnte, setzte erst viel später ein.<sup>10</sup>

Erst im letzten Jahrhundert entwarf Kurt Gödel ein System der Formalisierung, das statt des zweiwertigen ein n-wertiges Modell bereitstellte, das

6 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, insbesondere die »Einleitung zum I. Band«, S. 3-55. Günther beabsichtigte so etwas wie eine Geschichte der »Logik der Geisteswissenschaften« (vgl. ebd., S. 20f.) zu schreiben. Nach Bernd Ternes handelt es sich dabei um die »beeindruckende Transformation und Synthese verschiedener Logiken ums Denken«. Ders.: *Exzentrische Paradoxie*, S. 89.

7 Die Logik Hegels, auf die Günther sich bezieht, findet sich in Hegels *Phänomenologie des Geistes* (1807) und *Wissenschaft der Logik* (Bd. I und Bd. II, 1812-1816) sowie in *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Erster Teil.* (1817) Heinrich Scholz, aus dem ›Lager‹ der mathematischen Logik, urteilt über Hegels ›Wissenschaft der Logik‹, dass ihr Zusammenhang mit der Aristotelischen Logik nur noch als »Zerrbild« beschrieben werden kann und von dieser »himmelweit entfernt und verschieden« sei. Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 391f.

8 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 21f., 99.

9 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 30f.

10 Vgl. Günther verzeichnet einen Aufschwung des technischen Formalismus erst seit 1850 mit dem Erscheinen von Th. Spencer Baynes »An Essay on the New Analytic of Logical Forms«. Von da an beginnt eine Entwicklung zu einem immer abstrakter werdenden Formenkalkül.

Paradoxien, die a priori in jedem formalisierten System wie z.B. der Mathematik auftauchen, beschreiben und erklären konnte.<sup>11</sup>

Bereits Immanuel Kant und in seiner Nachfolge Friedrich Wilhelm Joseph Schelling hatten eine Entwicklung der philosophischen Logik als Transzendentallogik in Gang gesetzt, in dem das Denken oder das Bewusstsein dem Seienden immer schon vorgeschaltet ist, mit der Folge, dass das Sein und Seiende nur daher zu denken sei und eben auch das Denken selbst im Zuge der *gleichzeitigen* Wiedereinführung der Unterscheidung in die eigene Unterscheidung paradox wird. Die Prämissen der Transzendentalphilosophie könnten mit den heutigen Formalisierungsmöglichkeiten einem Mathematiker wie George Spencer Brown als Paradebeispiel für ein Paradoxon gelten<sup>12</sup>: Wenn also auf der einen Seite der Unterscheidung Denken/Sein in die eigene Unterscheidung wieder eingeführt wird, d.h. wenn auf der Seite des Denkens gleichzeitig das Sein, das Denken oder womöglich das Denken des Seins und das Denken des Denkens thematisiert werden. Denn das gegenseitige Verweisen beider Seiten einer Unterscheidung aufeinander führt zur gleichzeitigen Aktivierung und zur Unentscheidbarkeit und zur Oszillation zwischen beiden Seiten.<sup>13</sup> Dieses formtechnisch äußerst avancierte Kalkül definiert, erkennt und erklärt zugleich Paradoxien.

Derartige Probleme logischer Herkunft und ihre Konsequenzen für die Transzendentalphilosophie und den transzendentalen Idealismus, so könnte man zusammenfassend formulieren, führten zu der sowohl äußerst bekannten als auch plakativen Perspektive des Hinein-Manövrierens in eine philosophische ›Sackgasse‹, die notwendigerweise das eigene ›Scheitern‹<sup>14</sup> beinhalten musste. Aufgrund der geschilderten Problematik, philosophische Themen auf der Grundlage einer traditionellen, seit Aristoteles eingeführten zweiwertigen Logik verhandeln zu ›müssen‹, sieht Gotthard Günther darin sogar den

11 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 16 und Ternes: Exzentrische Paradoxie, S. 87. Kurt Gödel entdeckte, dass Widerspruchsfreiheit, wenn überhaupt möglich, so nur gegenüber einem finiten Prädikatenkalkül und die im Kalkül notwendige Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache, vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 16.

12 Vgl. Felix Lau: *Die Form der Paradoxie*. Eine Einführung in die Mathematik und Philosophie der »Laws of Form« von G. Spencer Brown. Heidelberg 2008, S. 138f. Vgl. auch George Spencer-Brown: *Laws of Form. Gesetze der Form*. Übersetzung Thomas Wolf. Lübeck<sup>2</sup> 1999 [1997].

13 Vgl. Lau: *Form der Paradoxie*, S. 139.

14 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 6f. und S. 30f. Aber eine zu starke Kritik an der idealistisch-spekulativen Logik würde aber dem bei Fichte, Hegel und Schelling »bereits erreichten logischen Problemniveau« wiederum ebenfalls nicht gerecht (vgl. ebd., S. 99).

Grund für die daran sich anschließende historische Differentialisierung von »inhaltlicher Philosophie« und »exakter formaler Logik«, die ihre Schlüsse von da an lieber unabhängig von inhaltlichen Bedeutungen der Sätze zieht und sich damit auf ein reines Logik- und Formenkalkül reduzierte.<sup>15</sup>

Jedoch könnte man auch weniger urteilend resümieren, dass Paradoxien im 18. Jahrhundert letztendlich als eine logische Implikation oder indirekte Folge der Dualität, initiiert durch die Trennung von Leib und Seele,<sup>16</sup> in Erscheinung treten – zumindest bei dem Versuch, beides zugleich von jeweils einer Seite aus beobachten zu wollen. Und »jede Dualität impliziert Triplizität: Was das Ding ist, was es nicht ist, und die Grenze dazwischen.«<sup>17</sup> Triplizität war im 18. Jahrhundert also mehr zu »spüren« als theoretisch und begrifflich exakt erfassbar zu sein.

Gerade die in den Vordergrund tretenden prozessualen Wissensstrukturen und (reflexions)logischen<sup>18</sup> Denkfiguren wie das Paradoxon oder die Wechselwirkung stehen repräsentativ für das Aufbrechen einer zweiwertigen Logik und eine Öffnung hin zu einer drei- und mehrwertigen Logik. Man könnte sagen, sie öffneten zumindest einen Spalt breit die Tür zu ersten deskriptiven philosophischen Vorläufern einer dreistelligen Logik, die sich auf-

- 
- 15 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 5f. Dieses logische Kalkül, das damit konsequent den Denkprozess selbst von dem inhaltlich Gedachten ablöst und damit zum vordergründigen Thema macht und Priorität verleiht, beschränkt sich im weiteren geschichtlichen Verlauf auf eine rein »technische Regulierung«, die eine Deduktion formaler Schlussfolgerungen auf der Basis von formalen Prämissen ableitet. Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 6.
- 16 Descartes Idee, dass Tiere Mechanismen seien, wird dabei selbst als ein »letzter Versuch, alles, auch das Phänomen des Lebens radikal seinsthematisch zu interpretieren« und als philosophisches Experiment gesehen, dass die Wirklichkeit noch in »absolut objektiven Begriffen« abzubilden sucht, was aus Sicht der Reflexion inadäquat bleibt (Günther: *Idee und Grundriß*, S. 102).
- 17 Spencer Brown: *Laws of Form*, S. xviii. Vgl. Paul de Mans ähnliche Begriffe »spekular« und »triangular« in Ders.: *Ästhetische Formalisierung*, S. 220.
- 18 Begriff nach Gotthard Günther (vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 127-139) und nach ihm Nina Ort: *Reflexionslogische Semiotik. Zu einer nicht-klassischen und reflexionslogisch erweiterten Semiotik im Ausgang von Gotthard Günther und Charles S. Peirce*. Weilerswist 2007. Die in der vorliegenden Arbeit untersuchten logischen Denkfiguren Paradoxie und Wechselwirkung werden hier auch mitunter als *reflexionslogisch* bezeichnet, was das Kriterium der Dreiwertigkeit und Mehrwertigkeit meint und was der Form der sprachlichen Verwendung durch Gotthard Günther und in der Nachfolge durch Nina Ort entspricht.

grund des Fehlens von formallogischen Prinzipien aber bald »im Sande« ver-liefen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel und vorher Johann Gottlieb Fichte in sei-ner *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*<sup>19</sup> hatten sozusagen schon das Dreiwertige im Sinn gehabt, nur in einem »logisch völlig chaotischen Zu-stand«.<sup>20</sup> Hegel kam nicht über eine dialektische Relation, worin in seinem Modell des Geistes und des absoluten Geistes die Natur »restlos aufgelöst werden«<sup>21</sup> sollte, hinaus. Das Modell einer Dialektik kann übrigens im Luh-mannschen Sinne als hierarchisierender Asymmetrisierungsversuch gedeutet werden, um dreiwertige Sinnprozesse oder Probleme der Differenzlogik in den Griff zu bekommen.<sup>22</sup> Der dialektische Prozess könnte nach Günther in Hegels Logik-Version dennoch als Pseudo-Operator gelten, ähnlich wie in Fichtes *Wissenschaftslehre*, jedoch misslänge der mit Mitteln der Logik unter-nommene Versuch, Logik und Metaphysik miteinander zu verbinden.<sup>23</sup>

Jedoch kann man Günther zufolge in Hegels »Idee von der prinzipiellen Doppelsinnigkeit alles logischen und metaphysischen Denkens« ein ernsthaf-tes Bestreben erkennen, »über den Bannkreis der Aristotelischen Logik hin-auszuschreiten«<sup>24</sup>, indem er den Satz aufstellt: »Das Sein ist das Nichts« (28). Dieser Ausgangssatz seiner Logik besagt, dass jeder Begriff potentiell zwei thematische Komponenten hat: seine Position und seine Negation (29).<sup>25</sup> In

19 Johann Gottlieb Fichte: *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre als Handschrift für seine Zuhörer* (1794/1795). In: Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre (1794). *Grund-lage der gesamten Wissenschaftslehre* (1794/1795). Studentenausgabe. Teilausgaben der Seiten 91-464 von Band I,2 der Johann Gottlieb Fichte-Gesamtausgabe der Bayeri-schen Akademie der Wissenschaften. Stuttgart-Bad Cannstatt 1969. S. 173-499.

20 Günther: *Idee und Grundriß*, S. 21

21 Ebd., S. 20.

22 Vgl. Kap. *Sinnprozessieren II*.

23 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 22 und S. 30.

24 Günther: *Idee und Grundriß*, S. 29f.

25 Ebenfalls bei Fichte: das Ich und das Nicht-Ich, vgl. das Kapitel *Wechselwirkung bei Fich-te*. Vgl. auch die Verhältnisbestimmung von Position und Negation bei Hegel als Wi-derspruch bei Andreas Arndt und Kazimir Drilo. Andreas Arndt: *Grenzen der Vernunft*. Anmerkungen zu Hegel. In: Frischmann (Hg.): *Grenzziehungen und Grenzüberwindun-gen*, S. 124-136 und Kazimir Drilo: *Dialektik der Grenze bei Hegel und Adorno*. In: Frisch-mann (Hg.): *Grenzziehungen und Grenzüberwindungen*. Beide analysieren den *dialekti-schen Widerspruch* beispielsweise in Hegels Konzeption des Begriffs der »Grenze« – mit eben denselben Wörtern bezeichnet im Übrigen schon Hegel selbst in seiner Logik den beschriebenen Sachverhalt der Grenze. Die »Grenze« verhilft dabei einem Etwas nicht nur zum Dasein durch das Herstellen von »Identität mit sich selbst« (Arndt: *Grenzen*

der Negation, im »Nichts« enthüllt sich dann bereits ein nicht aufgelöster ›Reflexionsrest‹, denn dieser ist nicht ›nichts‹, also nicht nicht existent, sondern als logisches Thema vorhanden oder zumindest als ›Leerstelle‹ anwesend (29).<sup>26</sup>

Dieser Reflexionsrest oder ›Reflexionsüberschuss‹ als das ›Dritte‹, der zu dem Zeitpunkt aber eben nur unzureichend formalisiert werden kann, produziert ebenfalls einen Moment der ›Unruhe‹<sup>27</sup>, da die (Einheit der) Reflexion sowohl den Reflexionsgegenstand als auch den Reflexionsprozess beinhaltet.<sup>28</sup> Für die in der vorliegenden Studie vorgestellten Zusammenhänge ist

---

der Vernunft, S. 134) und durch »Realität« (Drilo: Dialektik der Grenze, S. 139), sondern auch durch die »Negation« (Drilo, S. 139) des Etwas, als Begrenzung durch das im Etwas ausgeschlossenen Anderen und als Grenze zum Anderen (es ist somit auch die Grenze des Anderen) und beinhaltet auf diese Weise die »Negation seiner selbst«, bildet also ein »Negativitätsverhältnis« ab (Arndt: Grenzen der Vernunft, S. 134). Dieses »Überdie-Grenze-Hinausgehen« (142) birgt mit Hegels eigenen Worten einen Moment der »Unruhe« (139) und zeigt eine dialektische »Bewegung« (142) an, »die Bewegung einer sich selbst negierenden Negation« (142), denn es gibt neben dem »Moment der Begrenzung, immer schon auch das Moment der Offenheit« (142). Diese als dialektisch gedeutete ›Bewegung‹ und die »sich selbst negierende Negation« ist aber aus Sicht heutiger Logik bereits das, was über das hierarchisch strukturierte Prinzip der Dialektik hinausgeht und sich in diesem Fall schon in der Richtung einer paradoxen Verhältnisbestimmung verorten ließe. Vgl. auch Ternes: *Exzentrische Paradoxie*, S. 62ff. Laut Drilo kritisierte Hegel in seiner Logik überdies insbesondere die von ihm selbst als »dualistisch« bezeichneten Systeme Kants und Fichtes.

26 »Der objektive Gegenstandsbereich der Gegenstände zweiter Ordnung bleibt auch dann bestehen, wenn einer seiner zufälligen Inhalte entfernt wird. Denn löst die Reflexion einen inzidentellen Inhalt auf, so tritt in die dadurch entstandene Leerstelle sofort ein anderer. Überdies enthält dieser Bereich drei nicht-inzidentielle Objekte des Bewusstseins, die sich überhaupt nicht auflösen lassen. Kant nennt sie »Gott«, »Seele« und »Welt«. In anderen Worten begegnen wir unserer eigenen Reflexion, sobald sie einmal vollzogen ist und sich als objektiver Gedanke kristallisiert hat, als etwas Fremdem, das uns in der absolut gleichen Weise widersteht, wie das tote physische Ding.« (Günther: *Idee und Grundriß*, S. 105). Ein »Reflexionsrest« bleibt bestehen, da die Reflexion sich nicht mehr hundertprozentig mit der Objektivität deckt. Denn die Reflexion ist nicht mehr das »Objekt erster Ordnung, das echte Ding, sie ist aber außerdem auch nicht das Objekt zweiter Ordnung, der von ihr selbst produzierte Pseudogegenstand (wie Pegasus). Von beiden hebt sie sich negierend ab. Aber es ist nicht dieselbe Negation. Im echten Ding wird vom Bewußtsein etwas anderes negiert als im gesetzten Pseudogegenstand!« (Ebd., S. 103)

27 Dieser Begriff stammt von Hegel. Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 29.

28 Günther spricht vom Reflexionsüberschuß, der dadurch zustande kommt, dass die »Einheit der Reflexion« (Begriff von Hegel) als das »Dritte« »aus dem unmittelba-

von Relevanz, dass die »Einheit der Reflexion« einen »Prozeßcharakter« aufweist und dieser prozessierende Reflexionsüberschuss auch als der »dritte Wert« einer dreiwertigen Logik bezeichnet wird<sup>29</sup>. Dieser war damals jedoch als »Problem« mit den »Mitteln des spekulativen Idealismus« formal nicht zu definieren (128).

Immerhin war Hegel neben Fichte nach Günther einer der ersten Logiker, der in Ansätzen zu bemerken schien, dass sich die klassische Aristotelische Logik für eine logische Implementierung von Subjektivität im Sinne eines denkenden Ich als ungenügend erwies.<sup>30</sup> Dass aber auch »die Hegelsche Logik noch auf einer zweiwertigen Technik des Reflektierens aufgebaut ist« (102), sieht Günther bewiesen anhand der Tatsache, dass das Du als logisches Prinzip in dessen System fehlt – dieser Aspekt fehle aber ebenfalls in den Logiken von Fichte und Schelling.<sup>31</sup>

Kants Transzendentalphilosophie hatte zumindest eines gezeigt: dass »die denkende Reflexion im Thema Natur nicht aufgeht«. <sup>32</sup> Der von Schiller bezeichnete »Ueberfluß« könnte also demnach als derjenige »Reflexionsüberschuss« gesehen werden, den Günther als Resultat eines prozessierenden Reflexionsrests definiert, welcher sich nicht mehr in das Binäre einer Differenzthematik auflösen lässt bzw. »der mit der nur objektiven Seinshematik nicht zur Deckung zu bringen ist und der sich ein neues Betätigungsfeld sucht.«<sup>33</sup>

Im Falle einer Ästhetik oder im Falle des Ästhetischen könnte ihr Entstehen also als Folge des Befunds eines reflexionslogischen<sup>34</sup> und semanti-

---

ren Gegensatz von Objekt und klassisch-logischem Subjekt« ausgeschlossen wird und »die sowohl Reflexionsgegenstand (Etwas) und Reflexionsprozeß (Prädikation) umschließt...und sich dieses Gegensatzes bewußt ist.« (Günther: *Idee und Grundriß*, S. 128)

29 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 139.

30 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*. Bei Günthers Übersicht der Logiken um 1800 steht die Analyse von Hegels Logik im Vordergrund, im folgenden Kapitel sollen Fichtes logische Ausführungen insbesondere zu seiner dialektischen Methode und seinem Begriff der »Wechselbestimmung« in seiner Wissenschaftslehre ansatzweise unter der Perspektive der Logik nach dem Beispiel Gotthard Günthers genauer betrachtet werden. Dies dient wiederum der Verortung und dem Verständnis von Schillers »Wechselwirkung« in den *Ästhetischen Briefen*.

31 Günther: *Idee und Grundriß*, S. 102.

32 Günther: *Idee und Grundriß*, S. 35 (beide Zitate).

33 Günther: *Idee und Grundriß*, S. 35.

34 Vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 127-139. Zur Aktualität des reflexionslogischen Modells bei Gotthard Günther vgl. Nina Ort: *Reflexionslogische Semiotik. Zu einer nicht-klassischen und reflexionslogisch erweiterten Semiotik im Ausgang von Gotthard Günther und*

schen Mehrwerts oder Überschusses (Schiller: *ästhetischer Überfluß*) aufgrund der anfallenden überschüssigen Sinnprozesse bei Paradoxien und Wechselwirkungen erklärt werden, die wiederum aufgrund der Gleichzeitigkeit von sich einerseits gegenseitig bedingender Position und Negation bzw. andererseits, was etwas anderes sein kann, aufgrund der *gleichzeitigen* Wiedereinführung zweier antagonistischer Seiten einer Differenz auf eine Seite derselben Differenz auftreten können.<sup>35</sup> Das Entstehen dieser überschüssigen Sinnprozesse wird durch den zweiwertigen logischen Umgang mit Differenzen ausgelöst und kann aber innerhalb einer der zweiwertigen aristotelischen Logik verhafteten Philosophie nicht mehr bearbeitet werden. Der Raum des Ästhetischen und auch der Raum der Kunst böte dann die Möglichkeit, diese Sinnprozesse als semantische Überschüsse von Paradoxien, Widersprüchen und Wechselwirkungen für die (epistemologische) ›Forschung‹ oder ›Arbeit‹ der Kunst an der Bedeutung und für neue Sinnformierungen zu nutzen. Die Absicht, das Ästhetische oder die Kunst mit verschiedenen philosophischen und kunstphilosophischen Funktionen auszustatten, muss jedoch angesichts dieses überschüssigen Sinnprozessierens misslingen und ›scheitern‹. So könnte man im ›Überschussprodukt‹ des Ästhetischen selbst eine Aufnahmemöglichkeit von überschüssigen, dreiwertigen Sinnprozessen sehen.

Schiller, so die These dieser Studie, überwindet nicht nur die problematische duale Polarität, die das moderne Denken mit sich bringt, in einem synthetischen Dritten im Sinne einer zu seiner Zeit praktizierten »Synthesis«, wie beispielsweise bei Fichte, sondern lässt das Ästhetische performativ als Überschussprodukt des unendlichen Prozessierens aufscheinen, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

---

*Charles S. Peirce.* Weilerswist 2007. Nina Ort schlägt darin vor, auf der Grundlage des reflexionslogischen, d.h. mehrwertigen Logikmodells nach Gotthard Günther literarische Texte wie die von Kafka zu analysieren, die sich mit klassischen dualistischen Erkenntnismodellen nicht lesen lassen. Dieses vorgeschlagene Verfahren nennt sie *reflexionslogische Semiotik*. In der vorliegenden Arbeit wird nicht der Zugang Nina Orts gewählt, dieser käme aber ebenfalls als Methode für die Interpretation der hochkomplexen Strategien in den ästhetischen Texten Schillers durchaus in Frage. Nina Ort zieht in ihrer Monographie des Weiteren Parallelen zum ›Dritten‹ in der Systemtheorie und zu Peirce.

35 Vgl. Lau: *Form der Paradoxie*.

### 2.3 Schillers Lektürehorizont – Paradoxon, Widerspruch, Wechselwirkung und Zirkel bei Fichte und Sulzer

Das methodische Vorgehen in dieser Studie, sich insbesondere auf die Sinnprozesse und Paradoxien in den *Ästhetischen Briefen* zu konzentrieren und diese einerseits mit der dekonstruktiven Technik Paul de Mans und andererseits nach dem Beschreibungsmuster Niklas Luhmanns zu analysieren, legitimiert sich, wie im letzten Kapitel deutlich wurde, vor dem Hintergrund von entstehenden mehrwertigen und prozessualen Wissensformen im Zusammenhang mit einer Differenzproblematik und ihrem defizitären Umgang mit diesen in der Wissenschaftstheorie, der Philosophie, der Logik und der Wissenschaftssprache des 18. Jahrhunderts.

Friedrich Schiller hat aufgrund seiner Ausbildung in der Karlsschulzeit nachweislich direkten und indirekten Zugang zu den aktuellen wissenschaftlichen Theorien und Methoden seiner Zeit gehabt sowie sich in den Jahren vor und zeitgleich zur Entstehung der *Ästhetischen Briefe* fortwährend selbst dem Studium philosophischer, wissenschaftstheoretischer und logischer Erkenntnismodelle gewidmet.<sup>36</sup>

---

36 Vgl. dazu die viel zitierte Monographie Wolfgang Riedels zur Ausbildung Schillers in der Karlsschule: *Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der ›Philosophischen Briefe‹*. Würzburg 1985. Schiller verfügte über einen sehr hohen Grad an zeitgemäßer Bildung und über eine überaus große Bandbreite an philosophischem und wissenschaftstheoretischem Wissen. Welche großen Denker und philosophischen Linien sowie neuesten wissenschaftlichen Strömungen, Disziplinen und Grundpositionen er konkret gekannt hat, dazu vgl. insbesondere die Beiträge aus dem Sammelband Burtscher/Hien: *Schiller im philosophischen Kontext*. Zu seiner philosophischen Ausbildung vgl. auch den darin enthaltenen Aufsatz von Wolfgang Riedel: Aus den Anfängen der Projektionspsychologie, S. 9-28. Schiller genoss die Lehrinhalte vom »britischen Empirismus und *moral-sense* Philosophie, französischen Materialismus, deutsche Erfahrungsseelenkunde und philosophisch-medizinische Anthropologie, neologische Theologie und Theorie der »Bestimmung des Menschen«, radikale Bibelkritik, überhaupt nahezu jede relevante Position der mittleren Aufklärung von Lessing bis Mendelssohn« (ebd., S. 11). Einen indirekten Einfluss hatten auch John Locke und David Hume (vgl. ebd., S. 14ff.), die Schiller auch über den »Rationalismus Leibniz-Wolff'scher Prägung« kennen lernt (vgl. Thomas Stachel im selben Band: »Ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht«, S. 31), der Earl of Shaftesbury, Francis Hutcheson, Adam Ferguson (vgl. ebenfalls die Biographie von Peter-André Alt: Schiller. 2. Bd. S. 108) und auch Thomas Hobbes sollten Schiller ebenfalls geläufige Namen im Spektrum seines »bildungsgeschichtlichen Hintergrunds« sein (Stachel: »Ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht«, S. 31ff.). Beim französischen Materialismus

Zum anderen sind konkrete wissenstheoretische Konzepte über das Paradoxon und die Wechselwirkung, die konzeptuell als eine Sonderform des Paradoxons in dieser Studie behandelt wird<sup>37</sup>, zeitlich ihm voraus gegangen und es erscheint mehr als plausibel, dass er sie gekannt hat. Bereits 1759 hat Johann Georg Sulzer in seiner *Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes* versucht, eine Art psychologisches und die Seele betreffendes Paradoxon mit wissenschaftlichen Mitteln seiner Zeit zu erörtern, und in Schillers direktem Umkreis beispielsweise revolutioniert sein Kollege und Freund Johann Gottlieb Fichte 1794, ein Jahr vor Erscheinen seiner *Ästhetischen Briefe*, in seiner *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* als *Handschrift für seine Zuhörer* unter anderem mit seiner Theorie der Wechselwirkung die Wissenschaft.

Der manifeste Einfluss der Texte Sulzers auf die Anthropologie und Ästhetik Schillers ist inzwischen öfter betont worden,<sup>38</sup> ein direkter und detaillierter Vergleich mit den Wissenskonzepten Fichtes, speziell der Wechselbestimmung, mit dessen »Wechselwirkung« im 13. Brief in den *Ästhetischen Briefen* ist offensichtlich etwas neueren Datums.<sup>39</sup> Allein aufgrund dieser als

---

waren es vor allem die Lehren von La Mettries, d'Holbachs und Helvétius«, mit denen sich Schiller auseinandergesetzt hatte (ebd., S. 36f.). Zum konkreten interdisziplinären Unterrichtskanon mit Ästhetik, Philosophie, insbesondere der Logik, Metaphysik, Geschichte, Moralphilosophie, Anthropologie, Psychologie, medizinische Philosophie und physiologische Methoden, vgl. die Quellenedition Abels von Wolfgang Riedel: *Jacob Friedrich Abel. Zum ›Lehrplan‹, Lehrern und Inhalten der Karlsschule* ist darin ein ausführliche Kommentar von Wolfgang Riedel enthalten. Ebd., S. 375-401. Vgl. auch derselbe: *Philosophie des Schönen*, S. 77f. In den 1790er Jahren befasste Schiller sich vornehmlich mit Kants Denkmodellen, vgl. Riedel: *Aus den Anfängen der Projektionspsychologie*, S. 13 und Stachel: »Ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht«, S. 30. Zur philosophiehistorischen und vorklassischen Einordnung Schillers vgl. auch Jörg Robert: *Vor der Klassik. Die Ästhetik Schillers zwischen Karlsschule und Kant-Rezeption*. Berlin/Boston 2011. Zur Kant- und Fichterezeption Schillers vgl. auch Ho: *Ausgleich der Gegensätze. Zum Konzept des Influxionismus bei Schiller* vgl. exemplarisch Hans-Jürgen Schings: *Philosophie der Liebe und Tragödie des Universalhasse*. »Die Räuber« im Kontext von Schillers Jugendphilosophie (I). In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* 84/85 (1980/81), S. 71-95.

37 Vgl. Kapitel *Sinnprozessieren II* in der vorliegenden Arbeit.

38 Zur großen Bedeutung von Sulzer für Schillers vgl. insbesondere Riedel: *Philosophie des Schönen*, S. 76-80 und ders.: *Jacob Friedrich Abel*, S. 105.

39 Vgl. Schmidt: *Zum Denkmodell der Wechselwirkung. Zur Nicht-Übernahme des Fichteschen Begriffs der Wechselwirkung und zur Abgrenzung Schillers in seinem Konzept ›Person in der Zeit‹ von Fichtes ›transzendentalphilosophischer Konstruktion der Wechselwirkung‹* vgl. Emiliano Acosta: *Schiller versus Fichte. Schillers Begriff der Person*

gesichert geltenden Zusammenhänge lässt sich daher die Annahme plausibel vertreten, dass Schiller ebenfalls eine exakte Kenntnis über alle möglichen die Logik betreffenden Denkfiguren und Wissensformen hatte, die seinerzeit Aktualität in den ihn umgebenden logischen, philosophischen und wissenschaftstheoretischen Diskursen besaßen.

Des Weiteren ist der Zusammenhang zwischen Anthropologie und Ästhetik bei Schiller<sup>40</sup> und auch bei den von ihm beeinflussten Frühromantikern (z.B. bei Novalis<sup>41</sup> und Friedrich Schlegel<sup>42</sup>) nicht nur in der Forschung unbestritten, sondern auch in Bezug auf das wechselwirkende Zusammenspiel zwischen Körper und Geist sowie zwischen Materie und Form sowie Stoff und Form in den *Ästhetischen Briefen* direkt relevant.

Aus der geschichtlichen Herleitung dieser neu entstehenden Wissenskonzepte ausgeklammert wird allerdings der noch frühere Einfluss des französischen Materialismus sowohl auf die Anthropologie und die Ästhetik des 18. Jahrhunderts als auch auf die neue Wissensform des psychologischen Paradoxons bei Sulzer, der nach Wolfgang Riedel noch nicht hinreichend untersucht ist:

---

*in der Zeit und Fichtes Kategorie der Wechselbestimmung im Widerstreit.* Fichte-Studien-Supplementa Bd. 27. Amsterdam/New York 2011. Vgl. auch beispielsweise zur »Fichte-Schiller-Kontroverse« von 1795 Zelle: Geschmack im Vortrag, S. 57ff. Zum Verhältnis von Schiller und Fichte vgl. auch beispielsweise Ho: Ausgleich der Gegensätze.

- 40 Auch soll hier nicht versäumt werden, erneut auf die an dieser Stelle für gewöhnlich zitierte und grundlegende Arbeit von Wolfgang Riedel zu verweisen, die den Grundstein für das inzwischen gesicherte Wissen für die äußerst enge Beziehung zwischen Anthropologie und Ästhetik gelegt hat: Riedel: *Die Anthropologie des jungen Schiller* und ders.: Schriften der Karlsschulzeit. In: Helmut Koopmann (Hg.): *Schiller-Handbuch*. Stuttgart 2011<sup>2</sup>, S. 582-594 sowie ders.: Die anthropologische Wende. Schillers Modernität. In: Jörg Robert (Hg.): *Würzburger Schiller-Vorträge 2005*. Würzburg 2007, S. 1-24. Vgl. dazu weiter Holger Bösmann: *ProjektMensch. Anthropologischer Diskurs und Modernenproblematik bei Friedrich Schiller*. Würzburg 2005; Walter Hinderer: Utopische Elemente in Schillers ästhetischer Anthropologie. In: Hiltrud Gnüg (Hg.): *Literarische Utopie*. Entwürfe, Frankfurt a.M. 1982, S. 173-186; Helmut Pfotenhauer: Anthropologie, Transzendentalphilosophie, Klassizismus. Begründungen des Ästhetischen bei Schiller, Herder und Kant. In: Jürgen Barkhoff/Eda Sagarra (Hg.): *Anthropologie und Literatur um 1800* (6. germanistisches Kolloquium am Trinity College), München 1992, S. 72-97.
- 41 Vgl. grundlegend Barbara Senckel: *Individualität und Totalität. Aspekte zu einer Anthropologie des Novalis*, Tübingen 1983.
- 42 Vgl. exemplarisch Margarete Kohlenbach: Vereinigung und Paradox. Anthropologische Bestimmungen in der Geschichtsphilosophie und Poetik des jungen Friedrich Schlegel. In: Barkhoff/Sagarra: *Anthropologie und Literatur*, S. 141-160.

Was [...] in der neueren Literatur gänzlich fehlt, ist eine Untersuchung zur Wirkungsgeschichte der französischen Tradition psychologisch-anthropologischen Denkens, zur Rezeption Montaignes (von dessen *Essais* 1753/54 [...]), der französischen Moralistik und ihres aufgeklärten Abkömmlings, des französischen Materialismus. [...] Schon ein Schlüsseltext wie Sulzers *Versuch über einen psychologischen paradoxen Satz* (1759) mit seiner Theorie der Fehlleistungen [...] zeig[t], daß, wo im achtzehnten Jahrhundert die Theorie des Menschen und seiner Seele empirisch wird, mit Montaigne-Lektüre zu rechnen ist. Insbesondere wäre einmal zu prüfen, wieviel die Erfahrungsseelenkunde der achtziger Jahre Montaigne verdankt, und zwar im Blick auf die Methode (Fremd- und Selbstbeobachtung, Ausgehen vom Einzelfall) wie auf die Materie.<sup>43</sup>

An dieser Stelle sei auch die wissenschafts- und kulturtheoretische sowie bildhafte Denk- und Prozessfigur der *Zirkulation* erwähnt, die sich im Zuge des 18. Jahrhunderts nach William Harveys Entdeckung des Blutkreislaufs entwickelt und für ›Prozesse bzw. Modelle der Wissensdiffusion‹ steht.<sup>44</sup>

43 Wolfgang Riedel: Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung. Skizze einer Forschungslandschaft. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* (IASL), Sonderheft 6, Forschungsreferate 3 (1994), S. 93-157, S. 132f. Zu Schiller gibt es einige Studien, die sich mit dem Einfluss des frz. Materialismus auf sein Konzept des Influxionismus beschäftigen. Dazu gehören u.a.: Schings: Philosophie der Liebe oder John Neubauer: The Freedom of the Machine. On Mechanism, Materialism, and the young Schiller. In: *Eighteenth Century Studies* 15 (1981/82), S. 275-290, Jean-Jacques Alcantre : *Médecine et écriture dramatique : A propos du jeune Schiller*. In: *Cahiers d'Études Germaniques* 10 (1986), S. 211-227. Zum Einfluss des französischen Materialismus auf Konzepte des Paradoxen gäbe es also noch Forschungsbedarf. Bekanntlich haben gerade Bildungs-/Erziehungs- und Kulturtheorien des frz. 17. Jahrhunderts einen erheblichen Einfluss auf die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts und auf dessen Kultur- und Wissenstheorien, so dass man regelrecht von einem französisch-deutschen Kulturtransfer sprechen kann.

44 Vgl. Marcus Sandl/Harald Schmidt (Hg.): *Gedächtnis und Zirkulation: Der Diskurs des Kreislaufs im 18. und frühen 19. Jahrhundert* (Formen der Erinnerung, Bd 14. Göttingen 2002, S. 7. Der Band entstand im Kontext des interdisziplinären Kolloquiums »Gedächtnis und Zirkulation. Interdiskursive Prozessfiguren und Kulturmodelle im 18. und frühen 19. Jahrhundert«, dessen Planung und Umsetzung auf die Gießener SFB-Arbeitsgruppe »Wissensordnungen« zurückgeht. Auf eine (kultur-)geschichtliche Herleitung der Denkfigur des Zirkels und der Zirkulation im 18. Jahrhundert möchte ich an dieser Stelle aus Komplexitätsgründen gern verzichten und verweise lediglich auf die umfassende Darstellung dieser geschichtlichen Figur in dem genannten Band. In den folgenden beiden Kapiteln werden jedoch die Bedeutungen dieses Begriffs bei

Schillers Begriffsinventar und sprachlichen Verwendungen in den *Ästhetischen Briefen* bedienen sich der Sprache der Wissenschaft und Wissenschaftstheorie sowie wissenschaftlicher Argumentationen und wissenschaftssprachlicher Argumentationsgepflogenheiten seiner Zeit.

Verwendet werden in den *Ästhetischen Briefen* wissenschaftssprachliche Ausdrücke wie »Untersuchung« (1. und 8. Brief)<sup>45</sup>, »Beweis führen« (2. Brief), »Deduktion« im 18. Brief in einer Fußnote, »Zirkel« (9. Brief), »Paradoxa« (1. und 15. Brief) und »Widerspruch« (7. oder 16. Brief)<sup>46</sup>, »Wechselwirkung« (14. Brief) und viele weitere Begriffe und Redeweisen<sup>47</sup>: Zum Beispiel wird der »Lauf dieser Untersuchungen« (1. Brief) in den *Ästhetischen Briefen* als ein »Beweis« mit zu seiner Zeit allen üblich verwendeten sprachlichen Mitteln und diskursiven Redeweisen ausgewiesen, die ein deduktives Beweisverfahren begleiten. An dieser Stelle sei sein wissenschaftliches Vokabular exemplarisch skizziert: Es wird dort von »Logik« (6. Brief) gesprochen, »Position« und »Negation« (19. Brief), »Aufhebung« (19. Brief), von »Gesetzmäßigkeit« (3. Brief), »Gesetz« (10. Brief), »nicht von Gesetzen ableitet« (3. Brief), »Dialektik« (10. Brief), »Abstraktion« (11. Brief), »Satz« (11. und 15. Brief), »Wissenschaft« (15. Brief), »Analyt« (1. Brief), »System« (1. Brief), »Bericht« (1. Brief), »Wahrheit« (6. Brief), »Begriff« (1. und 8. Brief) und »Begriff einer solchen Wechselwirkung« (14. Brief) »Gegenstand« (1. Brief), »Bedingung« (3. Brief), »Fall« (22. Brief) und »Fälle« (14. Brief), »Erkenntniß« (27. Brief) und »gesetzt« (6. Brief), »aufstellen« (15. Brief), »aufgestellt« (6. Brief), »anwenden« (15. Brief), »folgern« (16. Brief) und vielen weiteren Begriffen. Wie im nachfolgenden Kapitel deutlich wird, verwendet schon Fichte fast dieselben oder sehr ähnliche wissenschaftliche Vokabeln. Äußerst interessant ist, dass sich in den *Ästhetischen Briefen* sogar deutlich an Fichtes *Wissenschaftslehre* angelehnte Formulierungen finden. Denn Schiller verwendet fast wörtlich Redewendungen oder Teile der Redewendungen aus der *Wissenschaftslehre* Fichtes. Fichte formulierte beispielsweise:

---

Fichte in Ansätzen skizziert, was für das Verständnis des rätselhaften und vielfach gedeuteten Begriffs des »Zirkels« in Schiller *Ästhetischen Briefen* in dieser Studie eine nicht unwesentliche Rolle spielt.

45 Im 8. Brief spricht er auch von »freier Untersuchung«.

46 Vgl. zur Häufigkeit insbesondere der Begriffe Zirkel, Paradoxa und Widerspruch« im Kapitel *Textuelle und paratextuelle Kommentare und Metakommentare*.

47 Die hier und im Folgenden aufgelisteten wissenschaftssprachlichen Begriffe und Ausdrücke erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit und verstehen sich nur als eine exemplarische Auflistung.

Mit jedem Schritte, den wir in unsrer Wissenschaft vorwärts thun, nähern wir uns dem Gebiete, in welchem sich alles erweisen lässt.<sup>48</sup>

Schiller schreibt so ähnlich:

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunterndem Pfade entgegen führe. Lassen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freyerer Gesichtskreis sich aufthun und eine muntre Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.<sup>49</sup>

Oder hier ebenfalls mit der von Fichte übernommenen Vokabel des ›Gebietes‹:

Entschließen Sie Sich also noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen und mit desto sichererm Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuschreiten.<sup>50</sup>

Welche Funktionen diese etwaigen ›Übernahmen‹ oder ›Anleihen‹ haben können, wird in der vorliegenden Arbeit abschließend versucht zu klären.

Als historische und empirische Texte aus dem näheren und weiteren Lektürehorizont Schillers zur historischen Herleitung seiner logischen Denkfiguren Wechselwirkung und Paradoxon in den *Ästhetischen Briefen* werden Fichtes und Sulzers Arbeiten hinzugezogen, um beurteilen zu können, ob und auf welche Art Schiller auf die beiden Quellen referiert.

### 2.3.1 Wechselwirkung bei Fichte

Das Interesse an Fichtes Arbeiten und Konzepten im Vergleich zu Schillers *Ästhetischen Briefen* hat in der Forschung der letzten Jahre, wie es scheint, etwas zugenommen.<sup>51</sup>

48 Fichte: Wissenschaftslehre, S. 267.

49 NA 20, S. 355 (Anfang 15. Brief). Die *Ästhetischen Briefe* auf wörtliche oder fast wortgetreue Übernahmen und Entlehnungen von Fichte einmal im Einzelnen zu untersuchen, könnte für das Verständnis der Wechselwirkung bei Schiller unter Umständen gewinnbringend sein.

50 NA 20, S. 365 (17. Brief). Auch findet man, entgegengesetzt zur Formulierung Fichtes, folgendes Zitat: »er [der Mensch] muß *einen Schritt zurückthun*« (S. 374, 20. Brief).

51 Vgl. insbesondere die Arbeiten von Sarah Schmidt: Dies.: Zum Denkmodell der Wechselwirkung. In ihrem Aufsatz erkennt Sarah Schmidt in Schleiermachers Konzeptionen der Wechselwirkung und auch der Dialektik sowie in Schillers Wechselwirkung die Idee der »*wechselseitigen Anregung* der Gesprächspartner«, worin sie das »freie Spiel« manifestiert sieht und was von »fundamentaler Bedeutung für den Prozess des Den-

In diesem und dem folgenden Abschnitt geht es um eine etwas detailliertere Verhältnisbestimmung der Theorieteile der Fichteschen Wechselbestimmung respektive Wechselwirkung und des Sulzerschen Paradoxons im Hinblick auf die Analyse von Schillers ästhetischen Schriften sowie der darin angelegten spezifischen Verwendung und Transformierung dieser beider Wissenskonzepte und Denkfiguren. Eine zweite Absicht ist es, den Zugriff auf die ästhetischen Texte Schillers über diese Denkfiguren zu legitimieren, indem gezeigt werden kann, wie und auf welche Weise sich die (logischen) Begriffe und Konzepte Schillers im philosophiegeschichtlichen Kontext vordergründig positionieren und sich darüber hinaus aber davon abgrenzen, indem sie übernehmen, aber auch sich von den umgebenden Konzeptionen unterscheiden und darüber in neue ›autonome Sinnkonstellationen‹<sup>52</sup> münden. Neben Acosta sieht im Übrigen auch Frederick Beiser »Schiller's appeal to the concept of Wechselwirkung« als Gegenentwurf zu Fichtes Wechselwirkung.<sup>53</sup>

Auf welche Weise wird die Wechselwirkung bzw. die ›Vereinigung‹ einer Differenz in einer Wechselwirkung bei Fichte begrifflich und konzeptuell ge-

---

kens und Wissens« (106) ist. Während sie die Wechselwirkung Schleiermachers als Begriff ausführlich erläutert, beschreibt sie die Wechselwirkung zwischen Form- und Stofftrieb bei Schiller prägnant als Funktion für die ästhetische Stimmung, die im Spiel- und Möglichkeitsmodus »konstitutiv für jeden Denkprozess [ist], ›nicht in sofern sie beim Denken *hilft*, [...] bloß insofern sie den Denkkraften Freyheit verschafft.« (S. 108) Im Mittelpunkt ihrer Überlegungen steht die bei Schleiermacher und Schiller geforderte *Geselligkeit* (»im Salon«, 107) als Bedingung für das »freie Spiel«, das »künstlerische Denken« sowie die »für den Prozess des reinen Denkens oder Wissens konstitutive kreative Bildung von Gedanken« (107). Vor dem Hintergrund des Schleiermacherschen Modells der Geselligkeit, lassen sich dort dann auch die »auserlesenen Zirkel« (105) in den *Ästhetischen Briefen* so »als Freiraum innerhalb der Gesellschaft« (105) konturieren, was der Kunst erneut eine gesellschaftliche Funktion zuweist.

Zum weiteren Einfluss Fichtes auf die Frühromantiker Friedrich Schleiermacher und Friedrich Schlegel sowie zur Stellung des »Wechselerweises« oder »Wechselgrundsatzes« innerhalb einer frühromantischen Philosophie vgl. auch Sarah Schmidt: *Transit durch die Unendlichkeit oder (Sündenfall)? Kleist im Spiegel der philosophischen Frühromantik*. In: Michael Nerurkar (Hg.): *Kleists »Über das Marionettentheater«. Welt- und Selbstbezüge: Zur Philosophie der drei Stadien*. Bielefeld 2013. Zum Begriff der Wechselwirkung bei Schleiermacher vgl. ebenfalls Sarah Schmidt: *Die Konstruktion des Endlichen. Schleiermachers Philosophie der Wechselwirkung*. Berlin/New York 2005.

52 Begriff von Acosta: Schiller versus Fichte, S. 289.

53 Zur Widerlegung der ›Einflusstheorie‹, nach der Schiller Fichtes Begriff der Wechselwirkung bloß übernommen haben soll, vgl. Acosta: Schiller versus Fichte und Beiser: Schiller as Philosopher, S. 145f., hier S. 146.

fasst? Und interessanter ist noch die Frage, wie Fichte nun mit dem Potential einer solchen Unterscheidung umgeht, die in eine Paradoxie abzudriften droht? Welche Inhalte von Fichtes Wissenschaftslehre sind relevant bei der Lektüre der *Ästhetischen Briefe*?

### 2.3.1.1 Vereinigung: 1. Synthesis und 2. Wechselbestimmung

Johann Gottlieb Fichte geht in seiner *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre*<sup>54</sup> (1794/95) wie nach ihm Hegel von einem dialektischen Prozess des Erkennens aus, der aus *Thesis*, *Antithesis* und *Synthesis* besteht. Er formuliert die Aufgabe für die Wissenschaft, aus jedem »Entgegengesetzten« (275) eine Synthese »aufzustellen« (275), die darin bewerkstelligt wird, dass ein verbindendes Merkmal zwischen diesen gefunden wird.

Wir müssen demnach bey jedem Satze von Aufzeigung Entgegengesetzter, welche vereinigt werden sollen, ausgehen. (275)

Das synthetische Verfahren nemlich besteht darin, daß man in Entgegengesetzten dasjenige Merkmal aufsuche; worin sie *gleich* sind. (274)

Ein paar Sätze zuvor heißt es analog, dass es sich beispielsweise um ein *antithetisches* Verfahren handle, wenn man im »Verglichenen das Merkmal aufsucht, worin sie *entgegengesetzt* sind« (273).

Auf dem Stand der formalen Sprache des 18. Jahrhunderts drückt Fichte das synthetische Verfahren folgendermaßen aus: »Iedes Entgegengesetzte ist in seinem Entgegengesetzten in Einem Merkmale = X gleich« (272). Dieser »logische Satz wird bewiesen« (272). Der nachfolgende »Beweis« nutzt mathematische Variablen, hauptsächlich A, B und X sowie  $-A$ ,  $-B$  und  $-X$ . Graphisch wird er ebenfalls wie ein mathematisches Beweisverfahren hingestellt, indem über den »Gleichungen« wie eine Art Überschrift vereinzelt in einer Zeile steht: »Bewiesen: denn«, worunter dann der mathematische Beweis unter lateinisch »a)« und »b)« folgt (272).

---

54 Fichte: Wissenschaftslehre.

a) Alles entgegengesetzte =  $-A$  ist entgegengesetzt einem  $A$ , und dieses  $A$  ist gesetzt. [/]

Durch das Setzen eines  $-A$  wird  $A$  aufgehoben, und doch auch nicht aufgehoben.

Mithin wird es nur zum Theil aufgehoben; und statt des  $X$  in  $A$ , welches nicht aufgehoben wird, ist in  $-A$  nicht  $-X$ , sondern  $X$  selbst gesetzt:  
und

also ist  $A = -A$  in  $X$ . Welches das erste war.<sup>55</sup>

Wenn wir diese Formeln oder Gleichungen auf das ›synthetische Verfahren‹, wie oben zitiert, übertragen, das ja ›darin besteht‹, dass man »in Entgegengesetzten dasjenige Merkmal aufsuche, worin sie gleich sind«, wird in diesem »Beweis« die Variable  $X$  als dasjenige Merkmal bestimmt, in dem  $A$  und  $-A$  gleich sind.

In der Wissenschaftstheorie des 18. Jahrhunderts ist es, wie im vorigen Kapitel beschrieben, kein Problem, einen mathematisch angehauchten Beweis auch beispielsweise auf (Grund-)Begriffe z.B. aus dem Bereich der Philosophie zu übertragen. Für diese Zwecke beschreibt Fichte die synthetische Vereinigung von Ich und Nicht-Ich<sup>56</sup> durch ihre »Theilbarkeit«:

Wir haben die entgegengesetzten Ich und Nicht-Ich vereinigt durch den Begriff der *Theilbarkeit*. Wird von dem bestimmten Gehalte, dem Ich, und dem Nicht-Ich abstrahirt, und die bloße Form der Vereinigung entgegengesetzter durch den Begriff der Theilbarkeit übrig gelassen, so haben wir den logischen Satz, den man bisher des Grundes nannte: *A zum Theil =  $-A$  und umgekehrt.*<sup>57</sup>

55 Fichte: Wissenschaftslehre, S. 272: Bei der Zitierung des »Beweises« wird die originale Zeilenaufteilung von Fichte beibehalten, die letztlich dem optischen Kenntlichmachen seines unter mathematischen Vorzeichen geführten Beweises dient.

56 Vgl. Hegels Begriffspaar Sein und Nicht-Sein, das wäre z.B. der Begriff und seine Negation

57 Fichte: Wissenschaftslehre, S. 272, Herv. AL. Vgl. die ähnlichen Beschreibungsformen Schillers bei der Darstellung seiner Wechselwirkung im Kapitel *Sinnprozessieren II* in der vorliegenden Arbeit.

Bei der *Wechselbestimmung* (analog bei Fichte »Wechselwirkung«, 290) werden zwei »Wechselglieder« angenommen, die in einem ›Verhältniß‹ »zueinander« stehen, »daß sie wechseln; und außer diesem haben sie gar kein anderes Verhältniß« (321). Fichte beschreibt seitenlang diese Art des Verhältnisses der beiden Wechselglieder, wobei durch das »gegenseitige *Eingreifen* beider in einander« (320) sowie durch das »Eingreifen *als solches*« (320) – hier verwendet Fichte den Zusatz »ohne alle weitere Bestimmung,« – »soll das Verhältniß bestimmt werden« (320). Der Wechsel wird dabei selbst »als synthetische Einheit« (321) gedacht, denn »beide bestimmen sich gegenseitig, und sind selbst synthetisch vereinigt« (321).<sup>58</sup>

Diese und die nachfolgenden Ausführungen Fichtes werden in etwa bei der Darstellung der Wechselwirkung in den *Ästhetischen Briefen* fast wörtlich übernommen oder muten zumindest sehr ähnlich an.<sup>59</sup>

Beide bestimmen sich gegenseitig, heißt: so wie das Eine gesetzt ist, ist das andere gesetzt und umgekehrt; von jedem Gliede der Vergleichung kann, und muß man zu dem andern übergehen. Alles ist Eins, und eben Dasselbe. – Das Ganze ist schlechthin gesetzt; es gründet sich auf sich selbst. (321)

Diesen Wechsel der Wechselglieder nennt Fichte auch den »synthetisch vereinigten Wechsel« (323), so dass sich für sein Modell der Wechselbestimmung festhalten lässt, dass er in logischer und methodischer Hinsicht weiterhin dem Anspruch eines synthetisierenden und dialektischen Verfahrens verpflichtet bleibt.

Mit Blick auf Schiller ist im Übrigen eine seiner Bestimmungen, die später zugunsten der Widerspruchsfreiheit wieder fallen gelassen wird und die er als

58 Die Beschreibung dieser synthetischen Vereinigung der Wechselglieder führt er detailreich zum einen von der Seite der »Form des Wechsels« (342), zum anderen von der »Materie des Wechsels« (343) auf. Vgl. Schillers verwendete Differenz Form/Stoff in den *Ästhetischen Briefen*.

59 Vgl. die ähnlichen Formulierungen am Anfang des 11. Briefes, die als Auftakt zu den nachfolgenden Erläuterungen des expliziten Begriffs der Wechselwirkung spätestens im 13. und 14. Brief hinleiten: »Person und Zustand [...] als Eins und dasselbe denken, sind ewig Zwey in dem endlichen.« (NA 20, S. 341). Und ein paar Zeilen danach: »Die Person also muß ihr eigener Grund seyn; und so hätten wir denn fürs erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die Freyheit« (ebd., S. 342). »Wir gehen von der Ruhe zur Tätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Übereinstimmung zum Widerspruch« (341) und »Dieses folgt schon aus dem Begriff der Wechselwirkung, vermöge dessen beide Teile einander notwendig bedingen und durch einander bedingt werden« (ebd., S. 361).

ein Paradoxon der Wirkungsweise des Wechsels erkennt, äußerst interessant. Er beschreibt den Mechanismus des Wechsels, das gegenseitige Eingreifen der beiden Wechselglieder, als ein »Entstehen durch Vergehen (ein Werden durch Verschwinden)« (329), was die »charakteristische Form des Wechsels in der Wirksamkeit« (329) beschreibt. Es soll dabei »abstrahirt« werden von jeder »Zeitbedingung« (329), denn die gleichzeitige »Existenz von X. und die Nicht-Existenz von -X sind schlechterdings nicht zu verschiedenen Zeiten, sondern sie sind in demselben Momente.« (329, Herv. d. Fichte!)

Hier rücken Fichtes Formulierungen in die extreme Nähe einer heutigen Beschreibung eines Paradoxons, dessen Komponente der Gleichzeitigkeit er andeutet und womit er deutlich über einen zweiwertigen Logik-Ansatz hinaus schreitet. Zusätzlich spricht er selbst in den erläuternden Ausführungen explizit von einem »Paradoxon« (330), das er in folgender Behauptung erkennt,

weil und insofern die Glieder des Wechsels sich gegenseitig aufheben, sind sie wesentlich entgegengesetzt. Das (wirkliche) gegenseitige Aufheben bestimmt den Umkreis des wesentlichen Entgegenseyns. Heben sie sich nicht auf, so sind sie sich nicht wesentlich entgegen (essentialiter opposita). – Dies ist ein Paradoxon, gegen welches sich abermals der so eben angezeigte Mißverstand erhebt. (330)

Genau diese paradoxe Beschreibung einer Wechselwirkung greift Schiller später auf.<sup>60</sup> Bei Fichte wird im weiteren Verlauf aber jede Anstrengung unternommen, dieses Paradoxon als Missverständnis im Sinne einer Fehlleistung oder falschen Beurteilung bzw. Schlussfolgerung auszuweisen und »die Quelle dieses Mißverständes, sowie das Mittel zu heben« (330).

Als Konsequenz dieser Beobachtung nimmt Fichte für seine Wechselglieder (einer Differenz, also A und B) zwei voneinander unterscheidungs-fähige Totalitäten an als Bedingung für die Möglichkeit des Wechsels überhaupt.<sup>61</sup> Für Fichte bedeutet das konkret: »es wird vorausgesetzt, daß man beide Totalitäten an irgend etwas unterscheiden könne« (343).

Denkt euch als Zuschauer dieses wechselseitigen Ausschließens. Wenn ihr zwifache Totalität nicht unterscheiden könnt, zwischen welcher [/] der Wechsel schwebt, so ist für euch kein Wechsel. (343)

60 Vgl. das Kapitel *Sinnprozessieren II* in der vorliegenden Arbeit.

61 Vgl. Fichte: Wissenschaftslehre, S. 342ff.

Diese »Anweisung« für den »Zuschauer« ist die vollzogene Konsequenz einer zugrunde liegenden Annahme: Wenn es nur eine Totalität gäbe, »dann ist die Totalität Eins, und es ist nur Ein Wechselglied; mithin überhaupt kein Wechsel« (343). Das heißt, die *conditio sine qua non* einer Wechselbestimmung ist eine Differenz, die an und für sich eine trennscharfe Grenze haben soll, da es sich um »totale« Begriffe handeln soll, die dann aber miteinander wechseln, d.h. sich einerseits miteinander abwechseln, »zu dem andern übergehen«, aber andererseits sich auch zugleich gegenseitig und wechselseitig bestimmen. Zusammenfassend sagt Fichte zu dieser Art der Synthesis: »Keins von beiden soll das andre, sondern beide sollen sich gegenseitig bestimmen« (345).

Im Folgenden betont Fichte weiter die vollständige Entgegensetzung von A und B, die »als entgegengesetzte, beisammen stehen« und nicht mehr »nur zum Theil, wie bisher gefordert worden ist« (352). Jetzt fordert er nicht mehr nur die synthetische Einheit über ein Merkmal, das eine teilweise Übereinstimmung und eine Synthese in einer dritten Variable X erlaubt, sondern er setzt jetzt zu einer neuen Wendung einer vollkommenen Synthese von A und B in dem Begriff der *Bestimmbarkeit* und zu einer schlussfolgernden *Conclusio* seine Wechselbestimmung betreffend an:

Die Entgegengesetzten, von denen hier die Rede ist, sollen schlechthin entgegengesetzt sein; es soll zwischen ihnen gar keinen Vereinigungspunkt geben. Alles Endliche aber ist unter sich nicht schlechthin entgegengesetzt; es ist sich gleich im Begriffe der Bestimmbarkeit; es ist durchgängig durcheinander bestimmbar. Das ist das allem Endlichen gemeinschaftliche Merkmal. (358)

Und weiter:

Die Entgegengesetzten sollen zusammengefaßt werden im Begriffe der bloßen Bestimmbarkeit; (nicht etwa der Bestimmung). Das war ein Hauptmoment der geforderten Vereinigung; und wir haben auch über dieses noch zu reflektieren; durch welche Reflexion das so eben gesagte vollkommen bestimmt; und aufgeklärt werden wird. Wird nemlich die zwischen die Entgegengesetzten [...] gesetzte Grenze als feste, fixierte, unwandelbare Grenze gesetzt, so werden beide vereinigt durch *Bestimmung*, nicht aber durch *Bestimmbarkeit*; aber dann wäre auch die in dem Wechsel der Substantialität geforderte Totalität nicht erfüllt; (A + B wäre nur durch das bestimmte A. nicht aber zugleich durch das unbestimmte B. bestimmt.) Demnach müsste jene Grenze nicht als feste Grenze angenommen werden (360).

Fichtes Wechselbestimmung wird an einigen Stellen widersprüchlich, zum Teil paradox beschrieben. In den beiden genannten Zitaten behauptet er beispielsweise einerseits, dass es »keinen Vereinigungspunkt« im Begriff der »Bestimmbarkeit« gebe, andererseits solle in der »Bestimmbarkeit« »das eigentlich Moment der Vereinigung« liegen. Des Weiteren müssten auf der einen Seite die beiden Seiten einer Differenz als komplett Entgegengesetzte, als Totalitäten, erscheinen, wie er dem »Zuschauer« deutlich macht, denn sonst handle es sich um gar keine Differenz, zwischen derer ein Wechsel stattfinden könne, auch wenn diese Differenz und ihre Totalitäten sich dann »aufheben«. Also muss Fichte an dieser Stelle sein ursprüngliches Konzept aufgeben, dass es eine Variable X als gemeinsames Merkmal von den beiden entgegengesetzten Seiten A und B geben kann, wodurch sie nur »zum Theil, wie bisher gefordert worden ist« (352) entgegengesetzt erscheinen, um A und B in X zur Synthese führen zu können. Er erkennt hier zum Teil bereits das Differenzen auflösende und paradoxe Prinzip der Wechselwirkung, dass es sich hierbei um eine Differenz handelt, die bei der wechselseitigen Bestimmung, also bei der »Wechselbestimmung«, wie der Name schon sagt, ihre Unterscheidungs-fähigkeit beider Seiten dieser Differenz verliert.<sup>62</sup> Die daraus resultierende Umformulierung Fichtes der Aufgabe in der Wissenschaftslehre lautet, dass A und B weiterhin »als entgegengesetzte, beisammen stehen, ohne sich gegenseitig aufzuheben; und die Aufgabe ist es, dies zu denken.« (352) Um aber weiterhin die strikte (antithetische) Entgegensetzung von A und B und ihre dialektische Synthese gewährleisten zu können, werden diese in Fichtes anschließender Argumentation als »ohne Vereinigungspunkt« angenommen, als strikte Differenz, die nur noch im Begriff der Bestimmbarkeit, den er nun neben dem der Bestimmung einführt,<sup>63</sup> gleich sind. Aufgrund seiner widersprüchlich-paradoxen Bestimmung der Grenze zwischen den Seiten A und B als feste und auch als nicht-feste sowie der widersprüchlichen Bedingungen für seinen zuvor »postulierten Wechsel« (343), mal schließen sich die entgegengesetzten und strikt unterschiedenen Seiten A und B gegenseitig aus, damit ein Wechsel stattfinden kann, mal bestimmen sie sich gegenseitig und sind dadurch »Eins und Dasselbe« (321) und nicht mehr voneinander unterscheidbar, kommt Fichte an einen Punkt in seinen Überlegungen, wo ihm die Widersprüchlichkeiten und Paradoxien in seinem konzeptuellen Entwurf nicht

62 Vgl. zur paradoxen Konstitution der Wechselwirkung bei Schiller und dessen Umgang damit das Kapitel *Sinnprozessieren II* der vorliegenden Arbeit.

63 Vgl. Fichte: Wissenschaftslehre, S. 343.

nur bewusst, sondern auch für sein Projekt der ›Wissenschaftslehre‹ hinderlich werden. Er gibt zu, dass es noch weiteren Reflexionsbedarf seiner zuvor aufgestellten Thesen und Erläuterungen gibt: »wir haben auch über dieses noch zu reflektieren; durch welche Reflexion das so eben gesagte vollkommen bestimmt; und aufgeklärt werden wird« (359). Diese von ihm selbst erkannte widerspruchsvolle, paradoxe Problematik in seinen Bestimmungen der Wechselbestimmung »löst« Fichte auf, indem er, so könnte man es zugespitzt sagen, sein Konzept der Wechselbestimmung mit dem Potential zum Paradoxen schlussendlich aufgibt<sup>64</sup> und sich eher dafür entscheidet, das methodische Verfahren des synthetisierenden und dialektischen Prozesses aufrechtzuerhalten, der als triadisches Gebilde im Übrigen eine (entparadoxierende) Hierarchisierung darstellt.<sup>65</sup> Das in seinem synthetischen (dialektischen) Verfahren explizierte »Hauptmoment der geforderten Vereinigung« (359) erfährt hier als wissenschaftliche Aufgabe höchste Priorität, die Vereinigung kann aber nur noch über das Prinzip der »bloßen *Bestimmbarkeit*« (359, Herv. von Fichte) gelöst werden, die universal alles Entgegengesetzte (wie aber auch alles andere) umfasst. Der paradoxen Konstitution von Entdifferenzierung aller Differenzierung, die in seinem Entwurf angelegt ist, entkommt Fichte auch über den Entparadoxierungsversuch qua Hierarchisierung nicht mehr.

64 Der Punkt des Aufgebens der bis dahin die Untersuchung dominierende Wechselbestimmung ist zugleich der Punkt, an dem sich die Hauptthematik und seine Methode von da an zugunsten des dialektischen Verfahrens verschieben. Andererseits hatte er ähnliches in diese Richtung schon einige Seiten zuvor bereits angekündigt: »Es wird sich bald zeigen, daß durch die Synthesis, vermittels der Wechselbestimmung für die Lösung der Hauptschwierigkeit an sich, nichts beträchtliches gewonnen ist.« (290) Vgl. dazu auch Frederick Beiser: »In the first part of the *Grundlage* Fichte explores in depth his concept of *Wechselwirkung*, only to reject it in the end because it does not explain the passivity of sensibility or the activity of reason.« (146) Frederick Beiser deutet außerdem einen Bezug Schillers auf (logisch problematische) Implikationen Fichtes an: »Schiller seems to be saying that Fichte, by continuing to understand reason as dominating sensibility, has failed to follow through the implications of his own concept.« (146)

65 Vgl. Kapitel *Sinnprozessieren II*. Hierarchisierungen können mit Luhmann als Entparadoxierungs- und Asymmetrisierungsformen gedeutet werden. Vgl. auch den Begriff der ›Sphäre‹ bei Fichte S. 340ff. ›Sphäre‹ könnte man als Vorstufe eines logischen Ebenenmodells ansehen, wie Kurt Gödel es viel später zeigen wird. Die Darstellung einer »höhern Sphäre« (340) illustriert hier erneut eine Vereinigung zweier entgegengesetzter Zustände, hier bestimmt und unbestimmt, die von einer höheren »Sphäre« »gefasst« werden. (340)

Man denke bereits an die von Schiller verwendete Unterscheidung der ›bloßen‹ und ›ästhetischen Bestimmbarkeit‹ im 20. Brief, die mit den Fichteschen Formulierungen teilweise identisch sind, deren zugrunde liegenden theoretischen Sinn-Probleme aber mit seiner davon komplett zu unterscheidenden neuen ›Sinnkonstellation‹ überwunden werden können, wie zu zeigen sein wird.

Fichte ›rettet‹ sich im Folgenden in die Felder der »Einbildungskraft«<sup>66</sup>, das als »das in der Mitte schwebende Vermögen«<sup>67</sup> überhaupt nur noch imstande ist, eine Synthesis zustande zu bringen, und der vorgeschalteten »Reflexion«<sup>68</sup>, die aber bloß »*künstlich* hervorgebrachte Fakta« zu denken imstande ist, und deren Wirkungsweise und philosophischen Implikationen Fichte wieder extensiv beschreibt.<sup>69</sup> Auch hält er weiter daran fest, die gesamte Methodik der Wissenschaftslehre als synthetisches Verfahren zu bezeichnen: »Das Verfahren war synthetisch, und bleibt es durchgängig: das auf[/]gestellte Faktum ist selbst eine Synthesis. In dieser Synthesis sind zuvörderst vereinigt zwei entgegengesetzte« (365).

### 2.3.1.2 Widerspruch: Geforderter Umgang mit Widersprüchen nach Fichte

Fichte ist sich einiger »aufgezeigter« Widersprüche (391) und Paradoxien (330) zwar explizit bewusst, genauso explizit ist aber auch sein Anspruch, diese zu

---

66 Vgl. Fichte: Wissenschaftslehre, S. 360ff.

67 Zum ›Schweben‹ als produktive Äußerung der Einbildungskraft bei Fichte und zu den Fichte-Studien Friedrich von Hardenbergs (Novalis) vgl. Violetta L. Waibel: Das Gefühl und der Blick als Erfahrung von Grenzen in den philosophischen Konzeptionen von Hardenberg, Sartre und Hölderlin. In: Frischmann (Hg.): *Grenzbeziehungen und Grenzüberwindungen*. S. 73–90, S. 76f.

68 Vgl. Fichte: Wissenschaftslehre, S. 362ff.

69 Zum ›Problem‹ der Formalisierung der »Einheit der Reflexion« in der Transzendentalphilosophie, da diese Reflexion Reflexionsgegenstand und Reflexionsprozess umfasst und dadurch sozusagen einen »Prozeßcharakter« aufweist vgl. Günther: *Idee und Grundriß*, S. 128, 139. Zur Konstituierung des Ich über das Selbstbewusstsein, worin einerseits der Bewusstseinsprozess selbst als das Handelnde und andererseits das Produkt dessen, das sich in diesem Handeln wahrnehmen kann, enthalten ist, vgl. Bärbel Frischmann: *Begrenzte Autonomie. Fichtes Theorie der Konstituierung von Selbstbewusstsein*. In: Dies. (Hg.): *Grenzbeziehungen und Grenzüberwindungen*. S. 111–124, besonders S. 112ff.

»heben«, d.h. zu eliminieren oder aufzulösen. Es kommen konsequent Entparadoxierungsstrategien im Sinne Luhmanns zur Anwendung, wie beispielsweise die Hierarchisierung in einem dialektischen und synthetischen Verfahren oder wie die Kausalität, beispielsweise durch das Ausweisen des ›Scheins‹ und des ›Scheinbaren‹ bei Widersprüchen und Paradoxien.

Dennoch muß der erste Widerspruch gehoben werden, und er kann nicht anders gehoben werden als durch die geforderte Kausalität; wir müssen demnach den in dieser Forderung selbst liegenden Widerspruch zu lösen suchen. (391)

Er erkennt sogar darüber hinaus, dass der »erste Widerspruch«, den er in diesem Fall »zwischen der Unabhängigkeit des Ich, als absoluten Wesens, und der Abhängigkeit desselben« (391) festgemacht hatte, nun in Richtung eines zweiten Widerspruchs, zwischen der Kausalität des Ich, die auf das Nicht-Ich wirkt, verlagert, der ursprünglich den ersten »heben« (391) sollte. Die Widersprüche nehmen bei Fichte den Status von philosophischen und wissenschaftstheoretischen Problemen ein, die es in seiner Wissenschaftslehre in Richtung Widerspruchsfreiheit aufzulösen gilt. Die Gefahr von sich widersprechenden und paradoxen Sätzen in der Wissenschaft beschreibt Fichte folgendermaßen:

Zwei Sätze, die in einem und ebendemselben Satze enthalten sind, widersprechen einander, sie heben sich demnach auf: und der Satz, in dem sie enthalten sind, hebt sich selbst auf. Mit dem oben aufgestellten Satze ist es so beschaffen. Er hebt demnach sich selbst auf.<sup>70</sup>

In dieselbe Richtung geht sein postulierter wissenschaftlicher Grundsatz, dass, wenn ein Satz einen »innern Widerspruch enthalte«, er »sich selbst aufhebe« (287).

Die strategische Schiene, nach der in diesen Fällen verfahren werden muss, erläutert er beispielsweise an folgender Stelle:

Soll der aufgezeigte Widerspruch befriedigend gelöst werden, so muß vor allen Dingen jene Zweideutigkeit gehoben werden, hinter welcher er etwa

---

70 Fichte: Wissenschaftslehre, S. 287. In dem vorgenannten Satz/angeführten Beispiel ging es um: »das Ich setzt sich, als bestimmt durch das Nicht-Ich« (287). Im ersten Fall wäre das Ich nach Fichte »leidend« und das Nicht-Ich »thätig«, was sich mit der weiteren Bestimmung und Aussage über das Ich im Widerspruch befindet, wenn das Ich sich durch sich selbst bestimmt »durch absolute Thätigkeit«. Vgl. S. 287

versteckt seyn und kein wahrer, sondern nur ein scheinbarer Widerspruch seyn könnte.<sup>71</sup>

Diese Aussage kann einen optimistischen Glauben an eine (widerspruchsfreie) Wissenschaft nicht verleugnen, allein der Konjunktiv verrät jedoch auch einen leisen Zweifel an diesem Ideal. Wie im vorigen Kapitel erläutert, ist sein ›Problem‹, wie er hier ahnt, die ›Zweideutigkeit‹ bzw. die ursprüngliche problematische Setzung des Ich und des Nicht-Ich, des Begriffs und seiner Negation, die mit einer zweiwertigen, der Aristotelischen Logik verhafteten Philosophie nach Günther theoretisch und formal nicht in den Griff zu bekommen ist. Diese Ausgangsdifferenz seiner Logik lässt wie bei Hegel aber immerhin eine Vorstellung bei Fichte vermuten, dass jeder Begriff potentiell zwei thematische Komponenten hat: seine Position und seine Negation, was zumindest über einen zweiwertigen logischen Ansatz hinausweist.<sup>72</sup> In dieser Negation, im ›Nicht-Ich‹ verbirgt sich aber ebenso wie im Hegelschen ›Nichts‹ ein nicht aufgelöster ›Reflexionsrest‹.<sup>73</sup> Das Verfahren der dialektischen Synthese kann hierbei immerhin, wie Gotthard Günther es bezeichnet, bei Hegel richtungsweisend als eine Art ›Pseudo-Operator‹ gelten, in Fichtes Wissenschaftslehre ist die Bedingung für eine solche Synthese die zuvor aufgestellte Antithese, die aber vereinigt werden muss.<sup>74</sup> Nur ein widerspruchsfreier ›Satz‹ kann einer wissenschaftlichen Argumentation oder einem wissenschaftlichen und theoretischen Beweisverfahren um 1794/95 dienlich sein und führt zu einer ›befriedigenden‹ wissenschaftlichen Lösung, wie das folgende Beispiel illustriert:

das Ich würde lediglich von sich selbst abhängig d.i. es würde durchgängig durch sich selbst bestimmt; es wäre das, als was es sich selbst setzt, und schlechthin nicht weiter, und der Widerspruch wäre befriedigend gehoben.

71 Fichte: *Wissenschaftslehre*, S. 292. Vgl. auch S. 296, »und hierdurch lässt sich der obige Widerspruch befriedigend lösen«. (296) Hier lässt sich noch die Semantik von Widersprüchen als *Schein*, als getarnte Wahrheit, die sich nur dahinter verbirgt und aufgelöst werden müsste, erkennen. Vgl. Niederhoff: *Rule of Contrary*, S. 30f.

72 Günther: *Idee und Grundriß*, S. 29.

73 Dass Hegels wie auch Fichtes Logik immer noch der Zweiwertigkeit verhaftet bleiben, sieht Günther darin begründet, dass das »Du« in seiner Logik zum Beispiel gänzlich fehlt. Anders sieht es allerdings Sarah Schmidt, die die Konzepte der Wechselwirkung bei Schleiermacher und Schiller, deren Vorbild die Fichtesche Wechselwirkung sei, vollkommen in den Dienst der wechselseitigen Anregung im geselligen Gespräch stellt. Vgl. Schmidt: *Zum Denkmodell der Wechselwirkung*.

74 Vgl. z.B. Fichte: *Wissenschaftslehre*, S. 386.

Und so hätten wir wenigstens die zweite Hälfte unsers aufgestellten Hauptsatzes, den Satz: das Ich bestimmt das Nicht-Ich (nemlich das Ich ist das bestimmende, das Nicht-Ich das bestimmte werdende) vorläufig erwiesen.<sup>75</sup>

### 2.3.1.3 Kreislauf und Zirkel

Des Weiteren verwendet er die Begriffe »Kreislauf« und »Zirkel«, wobei er mit »Zirkel« einmal eine Tautologie meint, wenn

alle endliche Vernunft in Widerspruch [mit] sich selbst versetzt, und in einem Zirkel befangen. [...] Iener Widerstreit der Vernunft mit sich selbst muß gelöst werden, wenn es auch nicht eben in der theoretischen Wissenschaftslehre möglich wäre. (310f.)

An anderer Stelle benutzt er das Wort »Zirkel« im Sinne einer »eingeschlossenen Fläche« (298), wenn man eine »Zirkellinie« (298) um A zieht, was hier eine Art Umkreis der Bedeutung oder der Bedeutungsreichweite für einen Begriff implizieren könnte. Denn an anderer Stelle erläutert Fichte für den Bereich oder Begriff der »Bestimmung«, dass ein »größerer Umkreis um den der Wechselbestimmung gezogen [wird], um ihn durch denselben sicher zu stellen« (307f.). In dieselbe Richtung geht die Verwendung des Wortes »Zirkel« bei Fichtes folgender Formulierung seiner vorläufigen Resultate:

Wir haben es mit allen möglichen durch eine systematische Deduktion erschöpften Bestimmungen desselben versucht; haben durch Absonderung des unstatthaften und undenkbaren das denkbare in einen immer engeren Zirkel gebracht, und so Schritt für Schritt uns der Wahrheit immer mehr genähert, bis wir endlich die einzige mögliche Art zu denken, was gedacht werden soll, aufgefunden. (362)

Das Zirkelhafte liegt hier in einer immer engeren Umkreisung des gedachten Gegenstands oder des hier zu reflektierenden Satzes.<sup>76</sup> Er kommt hier zu dem vorläufigen Resultat, dass dieser Satz, wenn er überhaupt Wahrheit für sich

75 Fichte: Wissenschaftslehre, S. 388. Der von Fichte als »problematisch« ausgewiesene »Satz« lautete: »Unsere Aufgabe war, zu untersuchen, ob, und mit welchen Bestimmungen der problematisch aufgestellte Satz: Das Ich setzt sich, als bestimmt durch das Nicht-Ich, denkbar wäre.« (362)

76 Hier ging es um den problematischen Satz: »Das Ich setzt sich, als bestimmt durch das Nicht-Ich, denkbar wäre.«

beanspruchen kann, dann ist er »nur auf diese *eine* Art wahr: so ist das aufgestellte zugleich ein ursprünglich in unserm Geiste vorkommendes Faktum« (362). Er verdeutlicht dies im Anschluss mit den künstlich hervorgebrachten Fakta qua Reflexion.<sup>77</sup>

Mit dem Begriff »Kreislauf« bezeichnet er ebenfalls das Wesen einer aus heutiger Sicht definierten Tautologie, denn in tautologischer Formulierungsweise beschreibt er die Vereinigung des Wechsels vermittels der Begriffe Form und Materie.

Die Thätigkeit der Form bestimmt die der Materie, diese die Materie des Wechsels, diese seine Form; die Form dieses die Thätigkeit der Form, u. s. f. Sie sind alle Ein und eben derselbe synthetische Zustand. Die Handlung geht durch einen Kreislauf in sich zurück. [/] Der ganze Kreislauf ist aber schlechthin gesetzt. *Er ist, weil er ist*, und es lässt sich kein höherer Grund desselben angeben.<sup>78</sup>

### 2.3.1.4 Paradoxon

Fichtes Formulierungen rücken in die Nähe eines aus heutiger Sicht charakteristischen Paradoxons, indem er die Komponente der Gleichzeitigkeit in einer Wechselwirkung andeutet: er »abstrahirt« von jeder »*Zeitbedingung*« und X und –X wirken aufeinander »in *demselben Momente*« (329, Herv. von Fichte).

Das Prozessuale ist bei Fichte schon ein charakteristisches Merkmal des »Wechsels«:

Dieser Wechsel des Ich in und mit sich selbst, da es sich endlich und unendlich zugleich setzt – ein Wechsel, der gleichsam in einem Widerstreite mit sich selbst besteht, und dadurch sich selbst reproducirt, indem das Ich unvereinbares vereinigen will, jetzt das unendliche in die Form des endlichen aufzunehmen versucht, jetzt, zurückgetrieben, es wieder ausser derselben setzt, und in dem nemlichen Momente abermals in die Form der Endlichkeit aufzunehmen versucht – ist das Vermögen der *Einbildungskraft*. (359, Herv. von Fichte)<sup>79</sup>

77 Vgl. Fichte: Wissenschaftslehre, S. 363.

78 Fichte: Wissenschaftslehre, S. 322, Herv. AL. Vgl. das Kapitel *Sinnprozessieren II*.

79 Vgl. wieder die ähnlichen Beschreibungen von Person und Zustand in den *Ästhetischen Briefen*.

Diese Formulierungen beschreiben *par excellence* die Initialisierung einer unendlichen prozessierenden Schleife durch eine paradoxe Aussagenlage. Fichte sieht diese Bewegung an mehreren Stellen jedoch als Problem und spricht von seiner Absicht oder den Möglichkeiten in der Wissenschaft, den Wechsel zu *fixieren*.<sup>80</sup>

### 2.3.1.5 Wissenschaftssprachliche Formulierungen

Wissenschaftssprachliche Formulierungen, die bedeutsam im Hinblick auf ihre spezifische Verwendung in Schillers Text sein können, lassen sich in großer Zahl nachweisen. Es seien hier exemplarisch einige Beispiele genannt, um zu verdeutlichen, dass Schillers wissenschaftssprachliche und wissenschaftstheoretische Begriffe und Argumentationsweisen anscheinend auch auf seinen rezeptiven Umgang mit Fichtes Arbeiten zurückzuführen ist. Anhand ihres souveränen Einsatzes in seinem Text der *Ästhetischen Briefe* lässt sich vermuten, dass er sich der Verwendungsweisen derartiger Begrifflichkeiten vollkommen bewusst war. In vielerlei – beispielsweise in logischer und ästhetischer – Hinsicht setzte er sich mit ihren problematischen Implikationen sogar mehr als Fichte selbst auseinander.<sup>81</sup> Dies widerlegt die Annahme seines ›Scheiterns‹ bzw. seiner theoretischen ›Schwierigkeiten‹ oder der ›Überforderung des Signifikationsprozesses‹, wozu seine widersprüchliche, zweideutige oder ambivalente Konstruktion bisweilen verleitet hat.

In Fichtes *Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre* finden sich die diverse wissenschaftssprachliche Ausdrücke wieder: »Widerspruch [mit] sich selbst« (310f.), »Zirkel« (311), »Wechselbestimmung« (S. 290ff.), »Setzen« (317), das »geprüfte Verfahren«, »anwenden« (der »Regel der Wechselbestimmung« oder des »allgemeinen Sazes«), »Fälle«<sup>82</sup>, »Bedingung« (310), »ableiten« (272), »abstrahiren« (315), »System« (310), »heuristische Methode« (315), »Beobachter« (315), »Reflexion über jene Reflexion« (315), »Untersuchung« (310), »Gan-

80 Vgl. zu seiner Bestimmung des Wechsels als ausgehend von einem Gliede der Wechselbestimmung, »welches *insofern* fixiert ist«, Fichte: *Wissenschaftslehre*, S. 349f., hier S. 350. Die Einschränkung erfolgt jedoch gleich wieder im nächsten Satz: »Aber es ist *nicht absolut* fixiert; denn ich kann eben sowohl von seinem entgegengesetzten Gliede ausgehen; und dann ist eben dasjenige Glied, was vorher wesentlich, festgesetzt, fixiert war, zufällig« (350).

81 Vgl. Beiser: *Schiller as Philosopher*, S. 146 (vgl. 260).

82 Vgl. Fichte: *Wissenschaftslehre*, S. 308 (alle Zitate).

ge der Untersuchung« (362)<sup>83</sup>, »Wege« (310), »systematische Deduktion« (362), »Anwendbarkeit« (311), »bestimmt« (S. 311), »bloße Form« (272 und 314), »bloße Materie« (315). Bei ihm wird die Unterscheidung Form und Materie sehr oft angeführt, um z.B. die formale bzw. theoretische Seite beispielsweise eines Wechsels von Sätzen zu beschreiben, wobei er auch das »Materiale« dieses Wechsels »aufsuchen« möchte, »das sie geschickt macht verwechselt werden zu können« (315).

Er beschreibt und erläutert auch in regelmäßigen Abständen sein argumentatives und wissenschaftliches Vorgehen in einer Art wissenschaftssprachlichem Kommentar oder einer wissenschaftlichen Metasprache, wie es das folgende Beispiel illustriert: »Unsere Aufgabe war, zu untersuchen, ob, und mit welchen Bestimmungen der problematisch aufgestellte Satz: Das Ich setzt sich, als bestimmt durch das Nicht-Ich, denkbar wäre« (362).

Ein weiterer aus der Sicht der Logik interessanter Aspekt ist Fichtes Begründungen von Zirkeln und Widersprüchen, die er zumeist mit der Selbstbezüglichkeit von Aussagen oder Gedanken durch die Formulierung »mit sich selbst« erklärt.

### 2.3.2 Schillers Verhältnis zur Wechselwirkung

Die *Ästhetischen Briefe* führen an vielen Stellen explizit die Denkfiguren wie die *Wechselbestimmung*, *Zirkel* (»Zauberkreis«), *Widerspruch* und *Paradoxon*, wie sie auch bei Fichte zu finden sind, auf und präsentieren teilweise sehr ähnlich formulierte Beschreibungen. Schiller verwendet die wissenschaftlichen Konzepte der »Wechselwirkung«, der »Bestimmbarkeit« und der »Vereinigung« Fichtes, nutzt diese aber sinnvoll für die paradigmatische Genese seines Ästhetischen im Text und transformiert diesen »Stoff« wissenschaftssprachlicher und logischer Formulierungen in prozessierende Formen seiner Kunst, wie gezeigt werden soll.

Dass Schiller sich mehr mit der Wechselwirkung als mit der traditionell und hierarchisch strukturierten Dialektik, die nachfolgend bei Hegel zu Höchstformen aufläuft, beschäftigt und diese für das Ästhetische nutzt, zeigt sein Gespür und sein Auffassungsvermögen für die Möglichkeit, drei- und

83 Vgl. den »Lauf dieser Untersuchungen« (1. Brief), aber den »freien Gange der Dichtungskraft« im 6. Brief und »der freie Lauf meiner Einbildungskraft« (25. Brief) in den *Ästhetischen Briefen*.

mehrwertige logische Prozessstrukturen und Sinnformen wie die Wechselwirkung und das Paradoxon ästhetisch und literarisch verwerten zu können.

In Schillers *Ästhetischen Briefen* werden beispielsweise alle Formen der Differenz ›Form/Stoff‹ durchgespielt: von der hierarchischer Dominanzbeziehung zur Wechselwirkung, von einer fixierten Struktur einer dialektischen Synthese zum Sinnprozessieren innerhalb selbstbezoglicher Denkfiguren.

### 2.3.3 Paradoxon bei Sulzer

Das Konzept der Paradoxie wird auch, und dies in spezifischer Art und Weise, wie hier dargestellt werden soll, schon in Johann Georg Sulzers zu einem früheren Zeitpunkt publizierten philosophischen Abhandlung *Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes: Daß der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne sichtbare Gründe sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe handelt und urtheilet* (1759) thematisiert.<sup>84</sup> Es geht ihm hierbei ausdrücklich nicht nur um die Erklärung und »Untersuchung« (100) des im Untertitel abgedruckten Satzes, sondern auch um einige erläuternde Sätze dazu, die im Übrigen die Diskussion zweier gegnerischer philosophischer Lager abbildeten, wie das Vermögen des Menschen einzuschätzen sei, bloß scheinbar freiwillige oder tatsächlich freie Handlungen aufgrund eines freien Willens ausführen zu können. Interessant im Hinblick auf Sulzers Feststellung des ›Paradoxen‹ in seinen aufgeführten Sätzen ist, dass diese Paradoxien in einem Milieu des Antagonistischen und Konkurrierenden entstehen: Er beschreibt die ›gegnerische‹ Ausgangslage zweier »Parteien« (99). Die einen sind Befürworter der »Freyheit«, die anderen nennt Sulzer die »Gegner der Freyheit« (99). Die paradoxen Sätze, auf die er sein erklärtes Bestreben richtet, diese ›aufzulösen‹<sup>85</sup>, was im Hinblick auf die vorliegende Studie als ein sehr bedeutsames Faktum erscheint, drücken insgesamt eher das Verhältnis des Einflusses der Seele und des »Beytritts des Willens« (99) auf vollzogene Handlungen und auch »Urtheile« (99) aus. Dabei ist es dieses Verhältnis und nicht so sehr die immanente Satzstruktur, das Sulzer als ›paradox‹ charakterisiert. Er beschreibt das Paradoxe folgendermaßen:

84 Die hier gewählte Textgrundlage folgt dem Druck der Abhandlung in einer Sammelpublikation *Vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt*. Leipzig 1773-81. [Nachdruck des Exemplars der Universitätsbibliothek Erlangen, Hildesheim/NewYork 1974].

85 Vgl. Sulzer: Erklärung, S. 100.

Inzwischen geschehen eben diese Handlungen zuweilen nicht nur ohne Beytritt des Willens, sondern gegen das Wohlgefallen der Seele und gegen alle ihre Bemühungen, sie zu verhindern. Auf der anderen Seite geschehen Handlungen, die bloß von dem Gutdünken der Seele abzuhängen scheinen, nicht, so ernstlich auch ihr Wille, sie hervorzubringen, seyn mag. Eben solche Unregelmäßigkeiten kann man auch bey dem Urtheile bemerken. Man hält es für unmöglich eine Sache zu leugnen, wenn man augenscheinliche Gründe hat, sie zu bejahen; und doch giebt es Fälle, wo das Gegentheil geschieht.<sup>86</sup>

Das Paradoxe erfährt hier eine Charakterisierung als »Unregelmäßigkeit« und als Vorkommen im »Geschehen« der Handlung und im »Urtheile« selbst. Es wird eher ein paradoxes Verhalten bzw. ein paradoxes Urteil geschildert und nicht ein paradoxer Satz im Sinne des formallogischen Paradoxons z.B. nach Epimenides.

Wie werden nun weiter das Paradoxe bzw. die »paradoxen Sätze« im folgenden Verlauf der Abhandlung von Sulzer bestimmt?

»Die Auflösung der angezeigten paradoxen Sätze«, verspricht Sulzer, lasse den »physischen Ursprung der Tyranney der Leidenschaften und der unwiderstehlichen Gewalt der Vorurtheile sehr deutlich entdecken. Vielleicht«, so setzt er hinzu, »wird sie uns selbst einige Grundsätze von der Kunst, sich gegen beyde in Sicherheit zu setzen, an die Hand geben« (100).

Der Anspruch seiner Schrift wird klarer, denn es geht ihm hier um eine moralische Richtschnur des Handelns, die aber über das »psychologische Verstehen der Beweggründe des paradoxen Handelns und Urtheilens vollzogen werden soll.

Er beschreibt im Folgenden die Leidenschaften als sich dem Willen und dem Wohlgefallen der Seele widersetzende<sup>87</sup> und führt dazu einige Fälle der Überlegenheit der Natur des menschlichen Körpers über den menschlichen Willen an wie z.B. beim Gähnen oder bei der »Nothdurft« (103), derer mehr aber bei »Montagne« zu »lesen« seien.<sup>88</sup>

Das Verständnis Sulzers vom Paradoxen kommt vor allem in einigen folgenden Formulierungen zum Tragen: Wie in der vorigen Beschreibung der

---

86 Sulzer: Erklärung, S. 99.

87 Vgl. Sulzer: Erklärung, S. 102.

88 Vgl. Sulzer: Erklärung, S. 103.

»widersetzenden« Leidenschaften (102),<sup>89</sup> geht es bei einem, bei dem »zwo Seelen in ihm wohnten, davon eine zu eben der Zeit Gott lobete, da ihn die andere lästerte« (104) um die Frage, wie »eben dasselbe Wesen zu gleicher Zeit zwey einander so gerade entgegengesetzte Dinge thun könnte« (104). Sulzer stellt diesen (psychologischen) Fall des seelischen Zerrissenseins des Menschen wieder als »paradoxen Satze« (104) hin. Das, was er beschreibt, ließe sich jedoch weniger als paradoxe Aussage, deren Wahrheitsgehalt sich unentscheidbar feststellen lässt, lesen, sondern eher lediglich wieder als »paradoxes Verhalten« oder als »zwei paradoxe Urteile« beschreiben. Für die Zwecke dieser Studie ist hier von Bedeutung, dass das *entgegengesetzte* »Thun« »zur gleichen Zeit« stattfindet, denn das wäre aus heutiger Sicht für die Formalisierung eines Paradoxons ein relevantes Kriterium für dessen Bestimmung. Der Mensch, in dem zwei Seelen wohnten, legt das gotteslästerliche Verhalten »in diesen sonderbaren Augenblicken« an den Tag. Ein zeitgleiches Überschneiden zweier Willensbewegungen in demselben Augenblick wird in dem folgenden Beispiel gegeben:

Wir haben gesehen, daß beyde Willen nicht immer auf einander folgen, sondern, daß sie oft neben einander zu gleicher Zeit vorhanden sind; daß man eine Handlung in eben dem Augenblicke, da man sie verrichtet, verabscheuet; daß man die Hand in eben dem Augenblicke ausstrecket, da man sich bestrebet, sie zurückzuziehen. Es ist also offenbar, daß sich dieses Paradoxon nicht durch eine Aenderung der Meynung oder des Sinnes erklären läßt, und daß es hierauf ankömmt, die verborgene Kraft zu entdecken, die uns gegen unser Gutbefinden handeln läßt, und zu sehen, wie sie solches thun könne. (106)

Im Hinblick auf die spezifischen formalen Merkmale des logischen und selbstbezüglichen Paradoxons bei Schillers Ästhetischem deutet sich hier bei

---

89 Vgl. dazu eine ähnliche Charakterisierung eines Widerspruchs Schillers im 22. Brief, der ebenfalls von Leidenschaften ausgelöst wird. Hier geht es aber nicht um den Widerspruch zwischen Leidenschaft und Moral wie bei Sulzer, sondern dieser wird zum Widerspruch zwischen den Leidenschaften und dem Schönen umformuliert. Dort heißt es »eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freyheit von Leidenschaften«. NA 20, S. 382. (Bei Schiller heißt es, von Sulzer abweichend, weiter: »Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.« Ebd.)

Sulzer schon das Aufheben einer sukzessiven zeitlichen Abfolge, was etwa bei einer ›Änderung‹ angezeigt wäre, zugunsten des Prinzips der Gleichzeitigkeit an. Wieder wird in diesem Beispiel das Paradoxe eher in einem sich widerstrebenden, widersprechenden Verhalten gesehen.

Weitere Beschreibungen bei Sulzer geben dem Paradoxon den charakterisierenden Anstrich von etwas »Widersinnigen« (104) und »Widersprechendem« (105) z.B. bei Urteilen. Ein weiteres Beispiel eines »anderen Paradoxon« (106) gibt Sulzer mit dem Folgenden:

Man kann sich vor der Gefahr nicht eher fürchten, bis man sie für wirklich hält. Sobald man sich also fürchtet, glaubet man, daß wirklich Gefahr vorhanden sey. Da nun Furcht da statt findet, wo man von der Sicherheit überzeugt ist, so ist es offenbar, daß diese zwey entgegengesetzten Urtheile zugleich in uns vorhanden sind.<sup>90</sup>

Wichtig in Bezug auf die Annäherung an eine heutige Formalisierung eines Paradoxons ist hier die Aussage, dass das Paradoxe hier schon »zwey entgegengesetzte Urtheile zugleich« bedeutet.

Interessant ist also diese psychologische Komponente des Paradoxons bei Sulzer, bei der es sich weniger um eine paradoxe Aussagenlogik im engeren Sinne handelt, allenfalls um psychologische Erklärungen für vom Menschen getätigte paradoxe Aussagen oder speziell hier, für ein paradoxes ›Urtheil‹.

Seine allumfassende Deutung dieser ›paradoxen‹ Phänomene liest sich dann auch eher wie eine psychologisch moderne Begründung, denn widersprechende Taten zu widerstrebenden Willens- oder Seeleninhalten oder »die mit der Vernunft streitenden Ideen und Empfindungen« (110) haben als Referenzpunkt ins Undeutliche abgesunkene, ›verborgene‹ (110) Kindheitserinnerungen, die die Handlungen unmittelbar überlagern und beeinflussen – ob man es ›will‹ oder nicht.<sup>91</sup> In dieser Erklärung erfährt das Paradoxon bereits bei Sulzer, so könnte man mit Luhmann hier vermuten, den frühen Versuch einer Entparadoxierung über die Prinzipien der Kausalität und der zeitlichen Abfolge, der Sukzessivität.

90 Sulzer: Erklärung, S. 106.

91 Vgl. Sulzer: Erklärung, S. 110. »Man hat oft Neigungen oder Abneigungen, deren Ursachen man vergeblich nachforschen würde, weil sie sich auf eine Idee oder einen Vorfall beziehen, die sich von den Jahren unserer Kindheit herschreiben, und welche die Zeit ganz verdunkelt hat. Dadurch lassen sich viele Paradoxen erklären.« (Ebd.)

Wissenschaftssprachliche Ausdrücke findet man auch bei Sulzer in reichlicher Menge: »Beweis«, »Fälle«, »Untersuchung«, »Schlüsse«, empirische »Fakta«, »Sätze«, »Erklärung«, »Irrthum« und der »langsame Gang der Vernunftschlüsse«.

## 2.4 Zusammenfassung: Widerspruchsfreiheit in den wissenschaftlichen Konzepten Sulzers und Fichtes

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass für die vorliegende Argumentation die Tatsache wichtig ist, dass Schillers Kenntnis der beiden Schriften Sulzers und Fichtes in der Sekundärliteratur als gesichert gilt und ihm daher die beiden Konzepte des Paradoxons bei Sulzer und der Wechselwirkung, des Widerspruchs, des Zirkels und des Paradoxons bei Fichte vertraut waren. Für den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit kann die Darstellung beider Ansätze als exemplarisch verstanden werden. Weitere philosophische und wissenschaftliche Auseinandersetzungen anderer zeitgenössischer Autoren mit eben diesen Denkfiguren mögen Schillers Arbeiten natürlich ebenfalls beeinflusst haben. Ein Nachweis einer etwaigen Aufnahme und, so die hier vorliegende These, kunstvollen Überformung dieser Konzepte in seinen ästhetischen Schriften kann vor dem hier umrissenen Hintergrund philosophischer und wissenschaftstheoretischer Kontexte eher erbracht werden.

Wichtig bei beiden Ansätzen ist die Notwendigkeit der Auflösung von Widersprüchen und Paradoxien, sowohl in der wissenschaftlichen Argumentation und innerhalb von wissenschaftlich aufgestellten Sätzen als auch von paradoxen Urteilen. Die Widerspruchsfreiheit, das »Auflösen« und »Heben« von Widersprüchen, innerhalb des wissenschaftlich aufgestellten Systems von Sätzen gilt Fichte als das oberste wissenschaftliche Prinzip der Wissenschaftlichkeit und ihrer Gesetzmäßigkeiten. Auch Sulzer verspricht »die Auflösung der angezeigten paradoxen Sätze« (100). Der wissenschaftliche Metakommentar begleitet jeweils die Argumentation und zeugt von der ernsthaften Absicht, die Auflösung von Widersprüchen und Paradoxien zu betreiben. Die Auflösung vollzieht sich meistens über kausale Erklärungsmodelle, über das Prinzip der Sukzessivität oder über das Prinzip der Hierarchisierung, aber auch über die Selektion einer Seite eines Widerspruchs, wobei dann die andere Seite außer Acht gelassen wird. Wo keine Widerspruchsfreiheit herbeigeführt werden kann, werden Sätze fallen gelassen mit der Begründung, dass diese sich in ihrer Widersprüchlichkeit

gegenseitig ›aufgehoben‹ haben. Denn der wissenschaftliche Kommentar bzw. die kommentierte Absichtserklärung und die eigene kommentierte (argumentationslogische) Verfahrensweise gehört zur Wissenschaftlichkeit als Zeugnis der eigenen wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit ebenso dazu und kann nicht um- oder hintergangen werden.

Darüber hinaus ist Fichte mit seinem Begriff der Wechselwirkung anscheinend überfordert; das dialektische Verfahren wird nicht zugunsten des Differenzen aufsprenghenden Potentials der Wechselwirkung geopfert, sondern eher umgekehrt: die wechselseitige Bestimmung wird nicht weiter thematisiert, da das dialektische Verfahren als wissenschaftliche Methode wie auch später bei Hegel nicht aufgegeben wird. Schiller hat aber offensichtlich kein Problem, genau die Wirkung des Wechsels oder man könnte sagen: das Potential der wechselnden Differenz auf den Punkt zu bringen, denn in den *Ästhetischen Briefen* heißt es: »es ist keines von beidem, weil es beides zugleich ist«. <sup>92</sup> Im 15. Brief, worin sich diese Definition findet, geht es ihm aber nicht um die Wissenschaft oder eine wissenschaftlich stringente Argumentation, sondern um die *Kunst*, dort wo der paradoxe Satz ›wirkt‹. <sup>93</sup>

Alle wissenschaftssprachlichen Begriffe, die Schiller verwendet, lassen sich schon bei Sulzer und Fichte finden. Im Folgenden sollen die Begriffe *Wechselwirkung*, *Paradoxon*, *Widerspruch* und *Zirkel* in den *Ästhetischen Briefen* einer intensiven Klärung unterzogen werden. Der Begriff ›Zirkel‹, so eine These dieser Arbeit, wird im Kontext Schillers häufig in wissenschaftssprachlicher Hinsicht im Sinne eines (tautologischen) Zirkels benutzt. Unter dieser Perspektive wird die Figur des ›Zirkels‹ in den *Ästhetischen Briefen* näher untersucht werden.

92 NA 20, S. 359 (15. Brief). Vgl auch die Definition der Wechselwirkung im 13. Brief: »Beyde Principien sind einander also zugleich subordiniert und coordiniert, d.h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form.« (Ebd., S. 348, 13. Brief).

93 Vgl. zur Unterscheidung von ›dichterischer Paradoxie‹ und der Paradoxie in Philosophie und Wissenschaft um 1800 auch Ferdinand Heinrich Lachmann: *Ueber Paradoxie und Originalität. Zwey philosophische Versuche*. Zittau–Leipzig 1801; [http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN647168103&PHYSID=PHYS\\_0005](http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN647168103&PHYSID=PHYS_0005). Lachmann bezieht sich in seinem Beispiel der ›dichterischen Paradoxie‹ explizit auf Schiller.